

dialog



Liebe

**Gemeinsam
für unsere
Stadt**

Helfen

hilft

Düsseldorf

Diakonie  **Düsseldorf**



Michael Schmidt,
Diakoniefarrer

Liebe Lesende,

Das Wort aus dem Prediger-Buch ist viel zitiert worden und ist doch immer wieder wahr. Es fordert uns auf, an alten Dingen nicht festzuhalten, nur weil sie vertraut sind. Und es macht uns gelassen, Veränderungen nicht immer als Krise, sondern als Chance wahrzunehmen. Veränderung geschieht unentwegt, und es ist richtig, dass sie geschieht. Das Alte war gut, das Neue, was kommt, wird es auch sein.

Gerade für die sozialdiakonische Arbeit ist dies ein elementares Leitmotiv zum kritischen und selbstkritischen Umgang, um nicht zu verharren, sondern Entwicklung und Veränderung zu gestalten: das Bewährte erhalten, anderes kritisch hinterfragen und sich neuen Herausforderungen und Aufgaben stellen.

Wenn Sie diesen dialog in Händen halten, ist es die letzte Print-Ausgabe der Publikationsreihe. Seit sechs Jahren in zwölf Magazinen haben wir mit sehr guter journalistischer Arbeit Themen wie „Aufbruch“, „Zusammenhalt“, „Berührung“ oder „Ankommen“ aus der Perspektive

der Diakonie und Nächstenliebe beleuchtet und zugleich aus unserer Arbeit berichtet. Dies ist das unbestritten Gute und Wertvolle, das wir behalten und weiterführen wollen. Aber das Medium „Print“ verliert nach und nach an

Alles hat seine Zeit.

Prediger 3,1

Bedeutung, immer öfter wird nach einer digitalen Veröffentlichung gefragt und vor allem über Social-Media-Kanäle kommuniziert. Von daher behalten wir den Anspruch der kritischen Auseinandersetzung, suchen aber nach neuen Formaten, in den Dialog zu treten. Wir werden einander auf anderen „Kanälen“ wieder begegnen und den Dialog fortsetzen, denn er ist gut und trägt vor allem zum Guten bei: Wo Menschen im Dialog sind, wächst Verständnis und Verständigung, gibt es Entwicklung und Lösungen. All dies braucht die Welt mehr denn je.

Wir danken Ihnen für Ihre Treue durch die sechs Jahre und hoffen, Sie sind der Diakonie Düsseldorf auch weiterhin verbunden.

Bleiben Sie behütet und gesegnet,

Michael Schmidt



KUNSTHALLE
DÜSSELDORF

Grabbeplatz 4
40213 Düsseldorf
www.kunsthalle-duesseldorf.de
Di-So 11-18 Uhr
Feiertage 11-18 Uhr

SHEILA HICKS

12.10.2024 – 23.02.2025



In Kooperation mit

Josef Albers Museum . Quadrat Bottrop

SHEILA HICKS
12.10.2024 – 23.02.2025

Die Ausstellungen werden
gefördert durch

Kunststiftung
NRW

Ministerium für
Kultur und Wissenschaft
des Landes Nordrhein-Westfalen



Die Ausstellung in Bottrop
wird gefördert durch

KULTUR
STIFTUNG
DER
LÄNDER

Kulturstiftung
Sparkasse Bottrop

Kunsthalle Düsseldorf
wird gefördert durch



Landeshauptstadt
Düsseldorf

Ständiger Partner
der Kunsthalle Düsseldorf

Stadtwerke
Düsseldorf

Sheila Hicks
Aprentizaje de la Victoria, 2008–2016
© Sheila Hicks / VG Bild-Kunst, Bonn 2024
Foto: Cristobal Zanartu

Thema Liebe

- 6** **Die Neurobiologie der Liebe**
Neurowissenschaftler Simon Eickhoff im Interview
- 10** **Glaube, Liebe, Hoffnung**
Theologische Betrachtungen von Claudia Weik-Schaefer
- 12** **Fotoessay**
Die Fotografin Anna Aicher fotografiert Liebende
- 14** **Kennt Nächstenliebe Grenzen?**
Minister Herbert Reul und Diakonie RWL-Vorstand Christian Heine-Göttelmann im Gespräch
- 17** **Wahre Liebe**
Was die Aufklärerin der Nation, Lilo Wanders, über Liebe denkt
- 19** **Liebe mit Handicap**
Jennifer Wiche und Sven Kuhlmann führen eine Beziehung auf Augenhöhe
- 22** **Aromantisch**
Ronja empfindet keine romantische Liebe
- 24** **Sucht nach Liebe**
Warum exzessiver Konsum fast immer ein Selbstheilungsversuch ist
- 27** **Nummer gegen Liebeskummer**
Am Sorgentelefon des Kinderschutzbundes beraten Jugendliche auch, wenn Liebe unerwidert bleibt
- 30** **Warten auf die Zukunft in der Ukraine**
Von einer Beziehung auf Distanz, in der Angst ein Dauerzustand ist

Diakonie Düsseldorf

Jugend und Familie
Gesundheit und Soziales
Leben im Alter

- 36** **Hallo, kennen wir uns nicht?**
Liebespaare in der Diakonie
- 38** **Verlässliche Betreuung statt Notbetrieb**
Ein Interview mit Diakonie-Vorstand Michael Schmidt
- 40** **Den Wald lieben lernen**
Kita-Kinder erkunden die Natur
- 43** **Wann ist der Mann ein Mann?**
Wie AlleMann Jungen seit zehn Jahren hilft, ihren Weg zu finden
- 45** **Abgehängt?**
So leben die Menschen in Hassels-Nord
- 45** **Willkommen im digitalen Plaudercafé**
Kinder zeigen Senior*innen ihre Lieblings-Apps
- 50** **Impressum**

Die Neuro- biologie der Liebe

A large, stylized pink neuron with a central cell body and numerous branching dendrites and axons, set against a dark blue background. The neuron is the central visual element, with its branches extending across the page.

Gespräch Marc Latsch Illustration M23 Ki

Prof. Dr. Simon Eickhoff leitet das Institut für Systemische Neurowissenschaften an der Universität Düsseldorf. Mithilfe künstlicher Intelligenz will er in seiner Forschung das menschliche Gehirn noch besser verstehen lernen. Im Gespräch sagt er, in welchen Bereichen das schon gut funktioniert und warum es bei der Liebe deutlich komplizierter ist.

Herr Eickhoff, was hat unser Gehirn damit zu tun, in wen wir uns verlieben?

Simon Eickhoff Das Problem ist, dass Liebe wie viele andere soziale Emotionen eine deutliche inter-individuelle Varianz aufweist. Heißt also: Wir Menschen sind verschieden. Diese Verschiedenheit ist in unserem Gehirn abgebildet. Es hat also auf jeden Fall etwas damit zu tun, in wen wir uns verlieben. Beim „was“ und „wie“ wird es kompliziert.

Warum?

Eickhoff Weil wir bei Eigenschaften und Vorlieben drei große Faktoren haben, die miteinander interagieren. Der erste Punkt ist die Genetik. Viele unserer Eigenschaften sind genetisch vordisponiert, aber nicht determiniert. Der zweite Punkt ist die Entwicklung. Verliebtsein geht erst so richtig los in der Pubertät, wenn das menschliche Gehirn bereits Jahre und Jahrzehnte Einflüssen ausgesetzt war. Wann immer wir eine Erfahrung machen, dann hinterlässt das Spuren. Der dritte Punkt sind die sozialen Einflussfaktoren. Wir Menschen sind extrem soziale Wesen, unsere Umwelt prägt uns sehr stark. All das zusammen macht aus uns den Menschen, der sich verlieben kann oder verliebt ist. Das Gehirn ist das Substrat unserer Individualität. Warum dann mal die Chemie stimmt und mal nicht, ist wiederum etwas, was ich Ihnen kaum oder gar nicht beantworten kann.

Nun ist Verliebtheit der eine Teil. Bei der Partnersuche geht es aber auch darum, wer gut zueinander passt. Wäre da ein Tinder-Profil mit Gehirnscan statt Foto zielführender?

Eickhoff (lacht) In der Psychologie gibt es nicht wirklich ein Fazit, wer besser zusammenpasst. Gleich und Gleich gesellt sich gern, Gegensätze ziehen sich an. Was davon ist wahr? Natürlich ist es so, dass Sie für eine Beziehung genug gemeinsame Basis brauchen. Auf der anderen Seite ist eine Kopie von einem selbst oft nicht optimal, weil dadurch die Möglichkeit fehlt, Schwächen der eigenen Persönlichkeit auszugleichen. Zwei extrem introvertierte Menschen können natürlich auf ihre Weise funktionieren, aber ist das gut? Das hängt immer von der jeweiligen Erwartungshaltung ab. Und dann kommt natürlich noch die Attraktivität dazu.

Aber gehen wir davon aus: Ich weiß schon, was ich möchte. Beispielsweise eine*n treue*n und stetige*n Partner*in ohne Lust an ausschweifenden Exzessen. Frage ich ihn oder sie dann dazu aus oder schaue ich mir lieber das Gehirn an?

Eickhoff Im Moment werden Sie fragen müssen. In einem mittelfernen Science-Fiction-Szenario könnte es möglich sein, aus einem Gehirnscan diejenigen Eigenschaften objektiv auszuwählen, die man möchte. Wir können das durchaus jetzt schon, aber noch nicht mit der Präzision, die man bräuchte, um es breit einzusetzen. Darüber hinaus müsste man in dem von Ihnen beschriebenen Szenario fragen: Möchte ich das wirklich? Da wird es kompliziert, wenn subjektive Wünsche auf objektive Eigenschaften treffen. Eigentlich müssten Sie dann auf beiden Seiten das Gehirn scannen. Und zudem bestimmen, welche Eigenschaften für ein solches Matchmaking wirklich relevant sind.

Sie haben angedeutet, was Sie heute in der Hirnforschung schon können. Auf welcher Grundlage treffen Sie Ihre Aussagen?

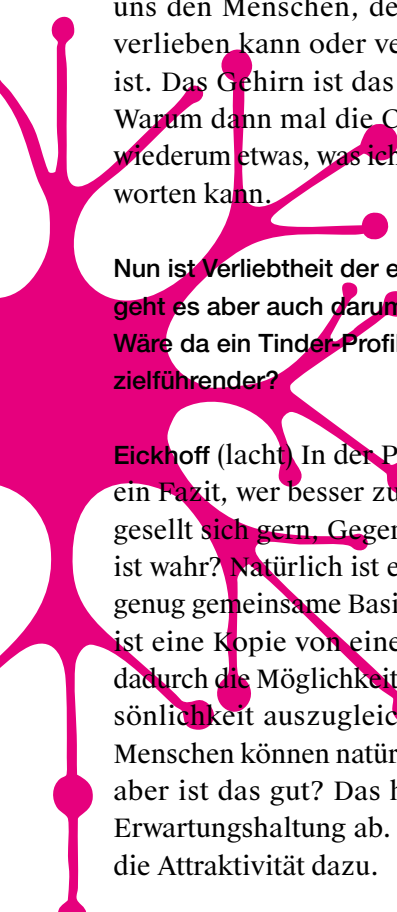
Eickhoff Die Grundidee ist immer, Gehirnscans von einer größeren Anzahl an Personen und gleichzeitig eine Zielvariable

zu haben. Diese Variable kann eine medizinische Diagnose, ein Leistungstest oder eine Persönlichkeitseigenschaft sein. Dann nutzen wir künstliche Intelligenz und trainieren den Algorithmus darauf, den Zusammenhang zwischen Scans und Zielvariable zu lernen. Im nächsten Schritt können wir dem Algorithmus Gehirnscans geben und von ihm eine Vorhersage auf Grundlage der Neurobiologie verlangen. Das eröffnet ein sehr breites Spektrum an Möglichkeiten, was mit dieser Technik potenziell machbar ist. Aktuell können Sie gute Aussagen über Gruppen treffen, aber noch nicht präzise genug, um für den Einzelnen eine Therapie empfehlen oder rechtliche Entscheidungen treffen zu können. Aber es ist noch ein recht neues Feld. In den kommenden fünf bis zehn Jahren können riesige Schritte folgen.

In welchen Bereichen können Sie jetzt schon recht sichere Aussagen treffen?

Eickhoff Meistens sind Diagnosen, gerade im Bereich der Neurodegeneration, besser vorherzusagen als andere Werte. Bei den individuellen Eigenschaften sind objektiv

Die Liebe als das eine Konstrukt gibt es nicht.



Was wir erleben, formt uns. Sie sind in fünf Jahren nicht mehr derselbe Mensch wie jetzt. Das lässt auch für Beziehungen keine Langzeitprognosen zu.

messbare Leistungen wie Arbeitsgedächtnis, Aufmerksamkeit oder IQ besser vorherzusagen als Persönlichkeitseigenschaften. Das liegt wahrscheinlich daran, dass die Zielvariablen klarer sind.

Beim Thema Persönlichkeitsmessung könnte irgendwann die Frage aufkommen: Wir können das, aber wollen wir das auch? Wo ziehen Sie die Grenze?

Eickhoff Ich bin zunächst mal ein großer Verfechter des Rechts auf Wissen. Darüber hinaus muss man einzelne Szenarien unterscheiden. Wenn es darum geht, anstrengende medizinische Tests zu ersetzen, sind Gehirnscans sicherlich sinnvoll. Im Assessment Center oder bei der MPU können Sie die Objektivität verbessern und sollten insgesamt für eine erhöhte Fairness sorgen. Doch es gibt auch Fälle, an die wir mit großen Bedenken herangehen sollten, beispielsweise im Bereich der Versicherungen und Krankenkassen. Das negative Extrembeispiel wären Scans, die entscheiden, ob jemand in Diktaturen einen Reisepass erhält oder ins Umerziehungslager muss. Von dieser Forschung sind wir noch weit weg. Ich halte es trotzdem für essenziell, das Wissen darüber auch in Deutschland zu erlangen.

Wir haben am Anfang darüber gesprochen, was Verliebtheit mit unseren Gehirnen zu tun hat. Wie ist es bei der Liebe?

Eickhoff Ich würde dazu auf der neurobiologischen Ebene grob drei, sich stark überlappende Bereiche charakterisieren. Der erste ist stark affektgetrieben und am ehesten mit Verliebtheit gleichzusetzen. Da geht es vor allem um körperliche Anziehung. Der zweite geht in Richtung Verliebtsein. Hier spielt die Kompatibilität der Persönlichkeit eine viel größere Rolle. Statt um einen Dopaminkick geht es auch im Gehirn um längerfristige Prozesse. Im dritten greifen immer mehr sozialkognitive Mechanismen. Das überschneidet sich grob mit den drei Einflussfaktoren, die ich am Anfang genannt habe. Mit der Genetik, der Persönlichkeitsentwicklung und der sozialen Umwelt. Die Liebe als das eine Konstrukt gibt es nicht.

Liebe ist kaum definierbar, das macht es für einen Naturwissenschaftler ohnehin schwierig.

Eickhoff Absolut. Beziehungsweise es gibt so viele Definitionen. Mit diesen drei groben Phasen, dem „Wow“, dem „Wir kommen ja toll miteinander aus“ und dem „Wir leben gut zusammen“ verdeutlicht sich schon, welch schwieriges Konstrukt Liebe ist.

Lassen sich romantische und nicht-romantische Liebe aus neurobiologischer Sicht unterscheiden?

Eickhoff Ich bin mir nicht sicher, ob das so konkret schon untersucht wurde. Grob kann man sicherlich unterscheiden zwischen einem Stimulus, der durch die andere Person repräsentiert wird, und einem romantischen Teil, der eher mit internen Stimuli, mit Ideen und Träumen zu tun hat. Der basiert wohl mehr darauf, dass meine Erlebnisse mit einer anderen Person eine Resonanz mit meinen eigenen Vorstellungen haben.

Sie haben einmal für einen Artikel davon gesprochen, dass menschliche Liebe im Vergleich zum Tierreich doch sehr einzigartig ist. Kann man das am Gehirn auch erkennen?

Eickhoff (zögert) Ich kann Ihnen sagen, was das große Problem daran ist. Wir reden zu großen Teilen über subjektives Erleben. Wir können aber nicht wissen, wie der Hund die läufige Hündin erlebt, die ihm gerade auf der Straße begegnet. Und wir können auch nicht wissen, wie der Storch seine Partnerin erlebt, mit der er das sechste Nest baut. Ich tue mich bei Vergleichen zwischen Mensch und Tier deshalb so schwer, weil wir keinen Zugang zu tierischem Erleben haben. Wir urteilen da allein aufgrund phänotypischer Beobachtungen.

Jetzt haben wir besprochen, dass Liebe sehr schwer zu verorten ist. Was bringt es uns eigentlich, Liebe zu messen?

Eickhoff Das ist die beinahe interessanteste Frage. Ich denke, ganz viel ist Neugier. Die Neugier ist einer der größten Charakterzüge des Menschen. Der praktische Nutzen ist allerdings tatsächlich gering. Selbst wenn wir alles perfekt messen könnten, kommen wir wieder an den Punkt der sozialen Umwelt. Auch die muss passen und ist komplexer als die Neurobiologie zweier Personen. Da geht es um gesellschaftliche Verhältnisse und Lebenssituationen. Nach der Liebe zu fragen, ist sehr spannend, aber im Nutzen nicht mit medizinischen und testpsychologischen Anwendungen vergleichbar. Auch wenn ich tippen würde, dass sich da der größte Markt entwickelt.

Also machen wir am besten weiter wie bisher?

Kennenlernen und überraschen lassen?

Eickhoff Letztendlich ist es nicht vorhersehbar, genau. Das liegt auch an der dynamischen Komponente in unseren Gehirnen. Wir sind unheimlich plastisch. Was wir erleben, formt uns. Sie sind in fünf Jahren nicht mehr derselbe Mensch wie jetzt. Das lässt auch für Beziehungen keine Langzeitprognosen zu.

Mit den drei groben Phasen, dem „Wow“, dem „Wir kommen ja toll miteinander aus“ und dem „Wir leben gut zusammen“ verdeutlicht sich schon, welch schwieriges Konstrukt Liebe ist.



Prof. Dr. Simon Eickhoff, Jahrgang 1979, leitet das Institut für Systemische Neurowissenschaften an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf und das Institut für Neurowissenschaften und Medizin am Forschungszentrum Jülich. Er forscht unter anderem zu Themen wie Gehirnorganisation und zur Entwicklung neuer diagnostischer Ansätze für Patient*innen mit neurologischen und psychiatrischen Erkrankungen. Hierfür nutzt er die Möglichkeiten künstlicher Intelligenz.

Nun aber bleiben Glaube, Liebe, Hoffnung, diese drei. Aber die Liebe ist die größte unter ihnen.

1. Korinther 13,13

Das ist mein Konfirmationsspruch.

Im Alter von 13 Jahren hab ich mir diesen Spruch selbst ausgesucht. Typisch 13-jähriges Teenagermädchen, werden Sie jetzt vielleicht denken. Kitschiger geht's kaum! Und ganz unrecht haben Sie sicher nicht. Liebe war damals ein wichtiges Thema. Vielleicht eher Verliebtsein, aber einen Unterschied gab's in dem Alter nicht wirklich. Und trotzdem ahnte ich, dass Liebe noch mehr ist. Ich bin bei einer alleinerziehenden Mutter aufgewachsen, die mit vier Kindern mühevoll den Alltag mit seinen Anforderungen bewältigen konnte. Was aber nie fehlte, war die Liebe, die Zuneigung und das Vertrauen in uns. In anderen Familien beobachtete ich, dass zwar beide Eltern da waren, aber es doch irgendwie kälter war und einige Freundinnen lieber bei uns waren. So ahnte ich, dass an der Liebe mehr dran sein muss und dass man sie braucht im Leben, denn sonst ist man leer und alles, was man vielleicht hat und besitzt, ist nicht viel wert.

Das 13. Kapitel des Paulusbriefes an die Gemeinde in Korinth, aus dem mein Konfirmationsspruch stammt, beschreibt die Liebe. In den Briefen des Paulus finden sich meistens konkrete Antworten auf konkrete Fragen Einzelner oder von Gemeinden. In Korinth stellte man sich die Frage, wie man als Christenmensch leben und sich verhalten sollte inmitten einer Gemengelage verschiedener Traditionen und Kulturen. Was gilt? Woran richte ich mich aus? Wie verhalte ich mich jetzt?

Es geht also um eine ganz substanzielle Frage: Was ist im Leben wirklich wichtig? Was muss ein Mensch haben, damit er sein Leben gut und sinnvoll leben kann und es als wertvoll empfindet?

Muss er eine gute Bildung haben? Braucht er materielle Güter und damit Sicherheit? Was ist wirklich wichtig?

Die Antwort ist für Paulus einfach: Lass die Liebe deine Richtschnur sein. Ohne Liebe kannst du tun, was du willst, es ist nichts wert. Hier in diesem Kapitel geht es um die „agape“, es geht um das Verhältnis Gottes zu den Menschen. Der Liebe Gottes können wir gewiss sein, und wir müssen uns nicht dafür anstrengen und können einfach so sein, wie wir sind. Diese Liebe beschreibt Paulus als Ideal und malt dieses Ideal mit Worten: „Sie ist langmütig und freundlich, sie erzwingt nichts. Sie fällt nicht auf, sie verletzt nicht, sie rechnet das Böse nicht zu, sie trauert über das Unrecht und freut sich über die Wahrheit. Sie trägt alles, sie hofft alles.“ Das sind einige Beschreibungen aus diesem Text. Aber es sind auch Beschreibungen, die für die Liebe zwischen uns Menschen passen, für unser Zusammenleben, unser Miteinander und unsere gegenseitige Anerkennung. Sicher ist es ein Ideal, aber auch Ideale beschreiben Realitäten. Vielleicht fragen Sie sich selbst mal und ziehen Bilanz: Was ist in Ihrem Leben gefüllt mit Liebe? Was haben Sie (wie in der Werbung): Erfolg, Geld, ein Haus, ein Auto, Gesundheit ...? Und was wäre das, wenn keiner da wäre, den Sie lieben – und der Sie liebt?



Claudia Weik-Schaefer arbeitet als Mitarbeitendenseelsorgerin der Diakonie Düsseldorf

Die Vielfaltigkeit

Text Fons Hickmann Fotos Anna Aicher





Lässt sich Liebe in einem Bild einfangen? Und wenn ja, welche Form von Liebe zeigt sich? Die romantische Geste? Der flüchtige Blick? Oder die leise Fürsorge, die Worte nicht mehr braucht? Anna Aicher, die Fotografin des Titelmotivs, die wir hier vorstellen, begibt sich mit ihrer Kamera auf Reisen. Nicht im Sinne einer Reisefotografin, sondern, wenn es diese Bezeichnung gäbe, einer „Beziehungsfotografin“. Sie findet Zwischenmenschliches und fängt es für uns ein. Ihre Fotografien laden uns ein, über die Vielfalt von Liebe nachzudenken – und darüber, was sie ausmacht.

Anna erzählt, dass sie in ihrer Arbeit die Begegnung in den Mittelpunkt stellt. „Fotografie ist für mich auch eine Form von Wertschätzung“, sagt sie. Jedes Porträt, jedes Bild sei ein Dialog zwischen ihr und dem Gegenüber, getragen von Respekt. „Auch das verstehe ich als eine Art Liebe.“

Was bedeutet das Phänomen Liebe? Zeigt sie uns, dass sie mehr sein kann als romantische Beziehungen oder große Gesten? Anna Aicher und SZ Redakteur Lars Reichardt erzählen

uns von der ungewöhnlichen Freundschaft von Gerti und Hanni, die beide mit demselben Mann, Bernd, verheiratet waren, allerdings zu unterschiedlichen Zeiten. Trotz ihrer gemeinsamen Geschichte gab es keinen Konflikt zwischen ihnen, sondern sie wurden nach Bernds Tod enge Freundinnen. Ihre Verbindung entwickelte sich durch ihre gemeinsame Lebensgeschichte, ähnliche Herausforderungen und die enge Integration ihrer Familien. Heute teilen sie ein Leben miteinander, das für Außenstehende oft ungewöhnlich wirkt, aber für sie eine selbstverständliche Wahl-Verwandtschaft darstellt. Das Beispiel von Gerti und Hanni zeigt auch, dass es gelingen kann, aus Trauer und Gedenken Neues wachsen zu lassen. „Diese Art von Beziehung zeigt mir, dass Liebe nicht immer romantisch sein muss, um tief und bedeutungsvoll zu sein“, erklärt Anna Aicher.

Fotografien als eine Reflexion darüber, was wir von den Erfahrungen anderer Generationen lernen können. Sie machen sichtbar, wie Partnerschaften – ob in Freundschaft oder Liebe – über Jahrzehnte Bestand haben.

Es geht nicht um Perfektion oder Austauschbarkeit, wie sie in der Welt von Online-Dating erscheint. Es geht nicht um ein „Match“ zwischen Personen, die ein Algorithmus zusammenwürfelt, der auf oberflächliche Gemeinsamkeiten abzielt. Stattdessen geht es um Geduld, Vertrauen und die Fähigkeit, Raum füreinander zu schaffen. Aichers Bilder erinnern daran, dass Liebe auch bedeutet, die eigene Zufriedenheit zu finden und gleichzeitig andere zu unterstützen – so wie sie sind.

In seinem einflussreichsten Buch *Fragmente einer Sprache der Liebe* thematisiert der französische Philosoph Roland Barthes die Liebe häufig in Form eines Dialogs, der zwischen dem Liebenden und der geliebten Person, aber auch mit sich selbst oder der Gesellschaft stattfindet. Auch Fotografie kann unsichtbare Verbindungen sichtbar machen. Sie schafft Momente, die zum Innehalten einladen und achtsam machen – ein Blick, ein Lächeln, ein Zeichen von Nähe. So führt Anna Aichers Arbeit eine stille, aber kraftvolle Unterhaltung mit uns: Was bedeutet Liebe für dich?



Hat Nächstenliebe Grenzen?



Nach dem Terroranschlag von Solingen fordern manche, Deutschland müsse sich gegen Zuwanderung abschotten. Kennt Nächstenliebe Grenzen? Wir haben mit NRWs Innenminister Herbert Reul und Christian Heine-Göttelmann, Vorstand der Diakonie RWL, gesprochen.

Gespräch Christoph Wand und Anne Wolf

Herr Heine-Göttelmann, Herr Reul, kennt Nächstenliebe Grenzen?

Heine-Göttelmann Die Würde des Menschen ist unantastbar. Das bedeutet, dass Menschen nach diesem Grundsatz behandelt werden müssen, auch dann, wenn sie beispielsweise abgeschoben werden.

Reul Nächstenliebe ist grenzenlos. Im konkreten Einzelfall muss man aber auch gegen andere Güter abwägen, zum Beispiel bei der Migration. Da geht es nicht allein darum, ob ich mich aus Nächstenliebe um diese Menschen zu kümmern habe. Selbstverständlich habe ich das. Nur muss ich auch die Folgen bedenken. Denn wenn als Ergebnis einer unkontrollierten Migration eine rechtsextreme Bewegung entsteht, wenn 70 Prozent der Menschen sagen, ich kann mit dem Staat nichts mehr anfangen, dann ist das für mich eine Alarmmeldung.

Nach dem mutmaßlich islamistischen Terroranschlag von Solingen, bei dem drei Menschen ums Leben kamen, haben Sie beide für eine Versachlichung der Debatte geworben. Ist Ihnen das gelungen?

Reul Das gelingt nur sehr begrenzt. Die Menschen sind, wie sie sind. Ich versuche Probleme, die da sind, zu benennen und nicht zu verschweigen, weil ich glaube, dass das hilft, die Debatte zu versachlichen. Ich habe zum Beispiel sehr lange mit mir gerungen, bis ich die Statistik über nichtdeutsche Straftäter veröffentlicht habe, weil ich ahnte, dass das der AfD in die Karten spielt. Aber ich wusste auch: Wenn du die Wahrheit sagst, hast du erstens eine Chance, dass die Menschen dir zuhören. Und zweitens kannst du differenziert argumentieren. Ein großer Teil dieser Straftaten wird nämlich gar nicht durch hier lebende Migranten begangen, sondern von Banden, die reinkommen, klauen, und wieder

abhauen. Aber das muss man den Menschen erklären. Sonst gibt es nur große Schlagzeilen mit besorgniserregenden Zahlen.

Heine-Göttelmann Das ist eine schwierige Debatte. Herr Reul hat es angedeutet: Wie schnell schafft man mit solchen Aussagen Futter für die AfD? Man muss ganz klar sagen, dass es mehr Kontakt und Hilfestellungen für die Menschen in den Unterkünften braucht. Es ist ein Problem, wenn Aufenthaltszeiten in Landesunterkünften verlängert werden, wenn Menschen wegen fehlender Fachkräfte keine Deutschkurse besuchen können und Menschen sich so nicht in die Gesellschaft integrieren können. Wir müssen mehr für diese vulnerablen Gruppen und gegen Radikalisierung tun.

Wir müssen also wieder mehr miteinander ins Gespräch kommen?

Reul Man muss Realitäten benennen, um nicht weitere Probleme entstehen zu lassen. Und zwar sowohl für die, die hier leben, als auch für die, die hier hinkommen, die mit Hunderten von Leuten in Unterkünften sitzen, oft junge Männer. Das kann nur schiefgehen – egal ob das Marokkaner, Chinesen, Amerikaner oder Deutsche sind. Und ich finde, wenn wir zulassen, dass daraus Unfrieden in der Gesellschaft entsteht, dann müssen wir einschreiten und eine Lösung suchen. Ich halte deshalb diese Debatte um Abschiebungen zwar für notwendig, aber andererseits für total überzogen, weil damit der Eindruck erweckt wird, dadurch könnte man das Problem lösen. Ich glaube, die ehrlichste, wirksamste Lösung ist, zu sagen: Wer kommt rein und wer kommt nicht rein? Die Bewertung und vor allem wie man das macht, ist natürlich sauschwer.

Heine-Göttelmann Wir versuchen dem zu begegnen, indem wir zum Beispiel Veranstaltungen zum Thema Demokratie anbieten. Denn wir wünschen uns eine Gesellschaft, die für Menschen, die hierherkommen und entweder Schutz oder eine dauerhafte Existenz suchen, offen bleibt – und keine Gesellschaft, die diesen Menschen ihre Probleme sozusagen unterschiebt. Im Moment wird wieder über Abschiebungen nach Syrien diskutiert, wo es Kampfhandlungen gibt, wo in

einigen Landesteilen gefoltert wird. Abschiebungen in solche Länder sind nicht in Ordnung. Wir müssen schauen, dass wir als Gesellschaft offenherzig bleiben. Denn eins muss auch klar sein: Man darf nicht immer denken, dass die Menschen, die zu uns kommen, alle so werden müssen wie wir.

Die Landesregierung hat ein Sicherheitspaket auf den Weg gebracht, das stärkere Kontrollen an den Außengrenzen vorsieht. Was sind Ihre Erfahrungen? Führt das zu mehr Sicherheit?

Reul Die Kontrollen, für die die Bundespolizei zuständig ist und die deshalb nicht in meinen Bereich fallen, sind sporadisch. Sie sind ein Signal. Wir haben eine ganze Menge Leute erwischt, darunter auch Straftäter. Es gibt also konkrete Erfolge. Aber die wichtigste Wirkung ist, dass Bürgerinnen und Bürger das Gefühl haben, die Politiker sehen die Probleme und kümmern sich. Und die Nachbarstaaten merken, sie müssen sich auch selbst kümmern. Vielleicht erreicht man damit wieder mehr Einigkeit in Europa.

Heine-Göttelmann Wir sprechen uns auch nicht gegen die innere Sicherheit aus, im Gegenteil. Aber wenn man sagt, wir machen ein Sicherheitspaket in Reaktion auf den politischen Druck, der gerade von der rechten Seite kommt, dann finden wir das bedenklich. Dass man sagt, dann erklären wir eben Staaten wie Afghanistan und Syrien zu sicheren Herkunftsstaaten, um entsprechend abschieben zu können. Denn als starker Rechtsstaat sind wir natürlich in der Lage, Menschen Schutz zu bieten, wenn sie diesen benötigen.

Müssen wir dann nicht eigentlich mehr Geld in die Hand nehmen für Integration?

Reul Wir müssen für alles mehr Geld in die Hand nehmen. Aber ich kann mir die Wirklichkeit nicht zurechtbiegen. Wir haben elf Milliarden jedes Jahr weniger, weil in Berlin Entscheidungen getroffen wurden. Dazu immer weniger Wirtschaftswachstum. So habe ich mir das, als wir vor zweieinhalb Jahren gestartet sind, nicht vorgestellt. Damals hatten wir eine ganz andere Idee. Jetzt müssen wir uns die Frage stellen, an welchen Stellen können wir sparen? Und dann wird es kompliziert. Aber es hilft nicht, nur zu

klagen. Denn wenn man ordentlich nachdenkt, kann man an einigen Stellen das Geld schon noch klüger einsetzen als bisher. Indem man bei der Polizei zum Beispiel abgelegte Helme für die Ausbildung nutzt, anstatt immer neue zu kaufen. Oder indem man auf einen Anorak verzichtet, den die meisten Polizistinnen und Polizisten eh nicht tragen.

Heine-Göttelmann Eines fehlt mir in dieser Debatte: Unser Sozialstaat steht vor großen Herausforderungen. Diese können wir nur durch Umverteilung lösen. Das letzte Steuerpaket, das aus Berlin gekommen ist, ist ein Entlastungsgesetz. Dabei wissen alle: Wir brauchen stabile Staatsfinanzen. Natürlich sollen arme Menschen nicht stärker belastet werden. Aber wir wissen auch, dass wenige einzelne Menschen absurd hohe Vermögen haben. Der Sozialstaat muss von irgendetwas leben. Wir geben das Geld zielgerichtet zur Unterstützung von Menschen in sozialen Notlagen aus. Wir sind der Meinung, je mehr sich die Gesellschaft in Reich oder Arm spaltet, desto mehr braucht es einen Ausgleich.

Reul Also das mit der Steuerfrage, das ist kompliziert. Ich glaube nicht, dass diese einfache Rechnung aufgeht. Die Reichen werden schon stärker belastet und wenn man sie übertrieben belastet, dann verlagern die ihre Unternehmen woandershin. Man muss darüber reden, welche Einnahmen man braucht und wie man diese klug und effektiv nutzt. Ich wette, dass wir sie nicht überall effektiv nutzen. Bei der Polizei stelle ich jeden Tag fest, wo das geht, ohne dass die Welt zusammenbricht.

Kann man denn auch im Sozialen sparen, Herr Heine-Göttelmann?

Heine-Göttelmann Wir haben allen Ministerien angeboten, über Qualitätsstandards zu sprechen, das heißt natürlich auch über die Personalausstattung. Das Familienministerium hat das mit uns gemacht und wir haben uns dazu verständigt, welche Qualifikationen Menschen in den Kindertagesstätten brauchen. Tatsächlich wurde die Personalverordnung dieser Tage angepasst. Trotzdem muss man immer mitdenken, dass das Ganze Kinderbildungsgesetz heißt, und wenn man Bildung will, dann muss man qualifizierte

Kräfte in den Kitas einsetzen. Schwierig finde ich, wenn die Politik sagt, wir kürzen und es wird schon keiner merken. Wir wissen, dass, wenn wie geplant 83 Millionen Euro bei der Freien Wohlfahrt gestrichen werden, Einrichtungen bei uns zumachen werden. Es werden Einrichtungen der Straffälligen- und Suchthilfe sein, es werden Schuldnerberatungsstellen sein, es wird die Asylverfahrensberatung sein, in der wir Prävention in Form von Beratung machen. Das sind sehr kleine Strukturen, die zum Teil nur mithilfe von Ehrenamtlichen laufen. Und wenn wir die jetzt zumachen, können wir sie in zwei Jahren nicht einfach so wieder aufbauen.

Um noch einmal auf Solingen zurückzukommen und was das mit der Stimmung im Land gemacht hat. Wir haben mit Geflüchteten gesprochen und diese hatten den Eindruck, dass sie plötzlich Sündenböcke für alles sind, was schief läuft. Wie kann man da gegensteuern?

Reul Ich habe gelernt, Fragen zu stellen, und Probleme, die da sind, dann auch zu benennen, um differenziert argumentieren zu können. Das ist anstrengend und da hört auch nicht jeder zu. Aber nur so geht es. Alles andere bedient lediglich die Stimmung des Tages.

Heine-Göttelmann Ich erlebe in Deutschland eine Stimmung, die mich sehr nachdenklich macht. Menschen, die zu uns flüchten, werden von einigen für bestimmte gesellschaftliche Probleme verantwortlich gemacht. Ich war im Sommer im Spreewald unterwegs und habe keinen einzigen Menschen gesehen, den ich sicher als Mensch mit Migrationshintergrund hätte identifizieren können. Aber dort hat – bis auf einen Wahlkreis – überall die AfD gewonnen. Und das macht einen schon nachdenklich, dass gerade dort die Menschen das Gefühl haben, dass Geflüchtete ihnen etwas wegnehmen, wo Begegnung gar nicht stattfindet.

In einem Satz, sind geflüchtete Menschen oder Menschen mit Migrationshintergrund in Deutschland noch willkommen?

Reul Ich glaube, das ist zurzeit sehr gefährdet.

Heine-Göttelmann Die Diakonie setzt sich jeden Tag ein für eine Willkommenskultur, die trägt.

Wahre Liebe

Foto Michael Reh

Ab 1994 hat Lilo Wanders für mehr als zehn Jahre das Format „Wa(h)re Liebe“ beim Sender VOX präsentiert. Lilo Wanders gilt als Expertin für Fragen zu Liebe, Sex und Partnerschaft und hat ganze Generationen aufgeklärt. Was macht echte Liebe für Lilo Wanders aus? Wir haben nachgefragt.*

Liebe Frau Wanders, was ist wahre Liebe?

Das ist eine der am schwersten zu beantwortenden Fragen, weil wohl jeder Mensch, abhängig von seiner Sozialisation und Weltsicht, eine andere Antwort darauf hat.

Für meine Mutter war Liebe aufopfernd, selbstlos und nichts verlangend. Ihrem Ideal nahe kommt das junge Paar in der Geschichte „Das Geschenk der Weisen“ des amerikanischen Schriftstellers O. Henry, entstanden Anfang des 20. Jahrhunderts. Die beiden können sich kaum ihre bescheidene Wohnung leisten, wollen sich aber gegenseitig zu Weihnachten beschenken. Sie beschließt, für ihn eine Uhrenkette für seine geerbte kostbare Taschenuhr zu kaufen, er möchte ihr einen wertvollen Kamm für ihr knielanges Haar übergeben. Um die Summen aufzubringen, verkauft sie ihr Haar an einen Perückenmacher und er seine wertvolle Uhr. Mir ist das ein wenig zu pathetisch, ebenso wie die Mär, dass eine Albatros Mutter sich ihr Herz herausreißt, um ihre hungernden Kinder zu füttern.

Natürlich kann man sich auch eine Liebe vorstellen, die sagt „Ich liebe dich, was geht's dich an“ und die nichts erwartet und sich selbst genügt.

Die meisten Lieben aber beginnen mit einer gegenseitigen sexuellen Attraktion, die auch ausgelebt wird. Beim jungverliebten Paar ist ständig die Lust da, andauernd und ausdauernd fällt man übereinander her und durch die ständige Wiederholung entsteht der Eindruck, dass alles immer besser wird und dass es sich um Liebe handelt. In der Natur der Sache liegt aber, dass das Begehren nach einiger Zeit abflacht, dass der Alltag einsetzt und im Laufe der Zeit die Lust aufeinander mit Kompromissen ausgehandelt werden muss. Wenn in dieser Anfangszeit nicht viel kommuniziert worden ist, man sich nicht über Befindlichkeiten, Wünsche, Lebensgeschichte austauscht, keine erotisch gefärbte

Freundschaft entsteht, ist in den meisten Fällen ein Ende dieser „Liebe“ absehbar.

Ich glaube, um wahre Liebe zu erleben, braucht es ein Ausprobieren auch mit der Möglichkeit des Scheiterns. Es bedarf der Selbsteinsicht über die erworbenen und mitgegebenen eigenen Strukturen, um zu verhindern, dass wir uns auf Beziehungen einlassen, die immer wieder alte Muster aufgreifen, die eher toxisch sind. Es braucht schonungslose Offenheit, ohne Angst haben zu müssen, deshalb abgelehnt zu werden. Vielleicht müssen wir Teile von uns neu justieren und Kompromisse machen, um diese Vertrautheit auszuhalten. Wichtig finde ich auch, die individuelle Wirklichkeit der anderen Person zu respektieren, die von der eigenen abweichen kann. Hilfreich sind gemeinsame Projekte, ob familiär oder beruflich, die eine Perspektive für eine gemeinsame Zukunft innehaben, und möglicherweise terminliche Festlegungen für eine gemeinsame geschützte Auszeit, um sich einander nahe zu bleiben.

Ich kenne ein paar wenige Paare, die seit der Grundschule zusammen sind und schon immer wussten, dass sie ihr Leben miteinander verbringen werden. Aber das ist eher die Ausnahme.

Braucht es Aufklärung heute überhaupt noch?

Es hätte sie immer gebraucht und sie ist heute mindestens ebenso wichtig wie früher. Meist ist damit die Wissensvermittlung über Körperfunktionen gemeint, die hoffentlich schon ab dem Kindergarten altersentsprechend weitergegeben wird. In Institutionen wie der Schule passiert das nach Plan, im familiären Umfeld reicht es meiner Ansicht nach, auf Fragen Antworten zu geben.

Ich erinnere mich, im Alter von fünf Jahren meine Mutter gefragt zu haben: „Wo kommen eigentlich die Babys

her?“ Wir waren regelmäßig auf einem FKK-Platz und so begann sie: „Du weißt ja, dass Männer und Frauen unterschiedlich aussehen...“, und schlagartig wusste ich, was ich wissen wollte. In diesem Moment das Thema zu vertiefen, wäre bestimmt nicht angemessen gewesen.

Ich denke, auf eine kindliche Frage zu antworten und es dann dabei zu belassen, ist besser, als nun eine „Aufklärungsstunde“ zu beginnen und möglicherweise mehr zu erzählen, als das Kind in diesem Moment wissen möchte.

Bei meinen Eltern stand ein zweibändiges „Lexikon der Erotik“ und van de Veldes „Die vollkommene Ehe“ offen im Bücherregal und ich habe mir schon sehr jung einiges Wissen angelesen. Heute gibt es sehr gute „Aufklärungsbücher“ und wenn Eltern Hemmungen haben, mit ihrem Kind über diese Themen zu sprechen, kann man durchaus zu Beginn der Pubertät ein solches, von einer Buchhändlerin empfohlenes Buch aufs Kopfkissen legen.

Wie sollte Aufklärung heute aussehen?

Heutzutage ist es dazu gekommen, dass Kinder behutsam über die Gefahren des Internets aufgeklärt werden sollten. Schon Zehnjährige haben Zugriff aufs Netz und sie sollten wissen, dass die Welt da draußen nicht nur freundlich ist. Mit wenigen Klicks kann man auf pornografischen Seiten landen und ich habe von einem 13-jährigen Mädchen gehört, der ein gleichaltriger Mitschüler ein sogenanntes Dick-Pic geschickt hat. Ohne Gespräche über Gefühle, die gerade in der Pubertät Amok laufen können, sind auch die heutigen Jugendlichen schnell überfordert, und allein gelassen kann der Eindruck entstehen, dass „Liebe“ das ist, was im Porno gezeigt wird.

Wie kann Liebe den sozialen Zusammenhalt stärken?

Wer liebt und/oder sogar geliebt wird, erfährt eine Erweiterung seiner selbst. Liebe macht empfänglich für Schwörungen, fördert Empathie und lässt die Welt nicht ganz so erschreckend erscheinen. Insofern hat Liebe eine Auswirkung nicht nur auf die von ihr Befallenen und stärkt uns und unser ganzes Umfeld.

Wann ist Liebe schädlich?

Wirkliche, wahre Liebe kann nicht schädlich sein. Wenn Schaden angerichtet wird, kann es sich nicht um Liebe handeln.

*Lilo Wanders hat die Antworten auf unsere Fragen schriftlich verfasst.

Ich glaube, um wahre Liebe zu erleben, braucht es ein Ausprobieren auch mit der Möglichkeit des Scheiterns.



Lilo Wanders ist eine Kunstfigur mit einer erstaunlichen Karriere: 1989 erfand sie sich selbst für ein Theaterstück im von ihr mitgegründeten SCHMIDT-Theater in Hamburg, trat dann ab 1989 für knapp vier Jahre als Moderatorin in der „Schmidt-Mitternachts-Show“ in den dritten Fernsehprogrammen auf und übernahm ab 1994 für mehr als zehn Jahre die Präsentation des Formats „Wa(h)re Liebe“. Lilo Wanders schreibt Bücher, spielt Theater, reist mit ihren Kabarettprogrammen durch die Republik und hat 2022 die Stiftung COME OUT! zur Stärkung junger queerer Menschen gegründet.

Liebe mit Handicap

Text Marc Latsch Fotos Jana Bauch

Jemanden kennenzulernen ist gar nicht so leicht – das gilt auch für Menschen mit Behinderungen. Jennifer Wiche und Sven Kuhlmann leben seit sechs Jahren als Paar zusammen. Beide haben Betreuungsbedarf und werden von „In der Gemeinde Leben“ unterstützt. Das hält sie aber nicht davon ab, eine ganz normale Beziehung zu führen. Ein Hausbesuch.

Eine Zwei-Zimmer-Wohnung in Düsseldorf-Wersten. Links hinter dem Fenster sind von der vielbefahrenen Hauptstraße die Motorengeräusche zu hören, rechts sitzen Jennifer Wiche und Sven Kuhlmann auf einem grauen Sofa. Vor ihnen ein großer Flachbildfernseher, über dem eine Fortuna-Flagge hängt, hinter ihnen ein kleines Wandregal mit Kassetten, CDs und Fotos. Seit sechs Jahren wohnen sie hier zusammen, mittlerweile mit zwei Katzen. Ein ganz normales Pärchen, mit einem kleinen Unterschied. Beide haben Betreuungsbedarf. Kennengelernt haben sie sich vor über 30 Jahren in der Mosaikschule, einer Förderschule für geistige Entwicklung.

„Ich wurde gemobbt und er hat mich immer in Schutz genommen“, sagt Wiche über ihre Schulzeit. Kuhlmann wird erst ihr Beschützer und später ihr Freund. Er ist zwei Jahre älter, fängt bereits an, bei Henkel zu arbeiten, und hat eine eigene Wohnung. Wenn Wiche nun Stress in der Wohngruppe hat, geht sie heimlich zu ihm. Ein halbes Jahr lang bleiben sie ein Paar, dann endet die junge Liebe. Beim Sommerfest von „In der Gemeinde Leben“ (IGL) treffen sie sich Jahrzehnte später wieder.

Die IGL ist ein Kooperationsprojekt der von Bodelschwinghschen Stiftungen Bethel und der Diakonie mit 15 Standorten und rund 200 Klient*innen in Düsseldorf. Anstatt Sonderwelten am Rand der Gesellschaft zu schaffen, geht es in dem Projekt darum, Menschen mit Behinderungen ein möglichst eigenständiges und integriertes Leben zu ermöglichen. Damit das gelingt, kümmert sich die IGL um die nötige Unterstützung. „Soziale Teilhabe ist unsere Kernaufgabe“, sagt Geschäftsführer Andreas Diederichs.

Schräg gegenüber der kleinen, aber geräumigen Wohnung von Wiche und Kuhlmann liegt das lokale Büro der IGL mit ihren Betreuer*innen. Wenn nicht gerade Treffen oder Gespräche anstehen, organisiert das Pärchen seinen Alltag eigenständig. Gerade wurde noch gefrühstückt, sich im Bad fertig gemacht, jetzt sitzt der Reporter auf dem Sofa und stellt Fragen zur Beziehungsgeschichte. Wiche erzählt längere Anekdoten, Kuhlmann ergänzt oder widerspricht mit kurzen Einschüben.

Als die beiden sich beim Sommerfest wiedersehen, ist Jennifer Wiche eigentlich noch in einer anderen Beziehung. Da kriselt es aber gerade. Sven Kuhlmann gibt ihr seine Handynummer, für alle Fälle. Noch am selben Abend ruft sie ihn erstmals an. Schnell wird der Freund zum Ex-Freund und der alte Ex zum neuen Partner. Erst lebt Wiche noch weiter in ihrer WG, nach einem Jahr zieht sie ganz zu ihm. „Allein ist sowieso blöd. Was macht man da den ganzen Tag“, sagt Kuhlmann dazu heute.

Liebe ist ein Dauerthema

Es gibt in Düsseldorf auch Singlebörsen, die Menschen mit Beeinträchtigung dabei helfen sollen, passende Partner*innen zu finden. IGL-Geschäftsführer Diederichs hält davon nicht viel, wie er am Telefon sagt. „Wir wollen nicht gezielt Menschen mit Beeinträchtigung mit anderen Menschen mit Beeinträchtigung zusammenbringen.“ Doch, wie überall, finden natürlich am einfachsten diejenigen zusammen, die sich auch regelmäßig begegnen – am Arbeitsplatz, im Verein oder eben im IGL-Umfeld. Das gezielt zu



fördern, widerspreche zwar dem Gedanken des Aufbrechens von Sonderwelten, Liebe sei aber natürlich ein Dauerthema in der Betreuung. „Das spielt die gleiche Rolle wie bei allen Menschen.“

Auch Wiche und Kuhlmann arbeiten zusammen. Mit dem Piksl-Labor der IGL besuchen sie Wohnheime und Wohngruppen innerhalb und außerhalb Düsseldorfs, um den Menschen dort den Umgang mit dem iPad beizubringen. Für Wiche war das die Rettung, weil sie sich zuvor in der Behindertenwerkstatt regelmäßig unterfordert gefühlt hat. Kuhlmann trauert immer noch ein wenig seinem Job im ersten Arbeitsmarkt nach, den er schließlich wegen seiner Rückenprobleme aufgeben musste. „Das Gefühl ist schon anders, wenn du dein eigenes Geld verdienst und nicht von euren Steuern leben musst“, sagt er.

Mit dem Begriff „Behinderung“ kann Sven Kuhlmann nichts anfangen. Allein ihn zu hören, konnte ihn früher aus der Fassung bringen. Aber mittlerweile habe er gelernt, sein Temperament besser in den Griff zu bekommen, sagt er. Für ihn ist es ein Stempel von außen, der ihm das Arbeits- und Liebesleben erschwere. „Normale“ Frauen wollen so mit ihm nichts zu tun haben, „normale“ Arbeitgeber ihn nicht einstellen. „Mir sieht man die Behinderung nicht an. Eigentlich bin ich voll da. Nur die stempeln einen immer so ab. Du bist behindert, du kannst nichts.“ Er habe eben eine Einschränkung. Nicht mehr und nicht weniger.

Nach der Schule und der Trennung verlieren sich Wiche und Kuhlmann aus den Augen. Beide heiraten, beide lassen sich scheiden. Sven Kuhlmann wird Vater einer Tochter, die heute bei seinen Eltern lebt. Jennifer Wiche reichten da immer schon ihre Katzen. Als sie sich wieder treffen, merken sie, dass sie sich gegenseitig guttun. „Wir haben kaum Streit, wir diskutieren eher“, sagt Wiche. „Sie ist liebevoll und nicht so kompliziert wie andere Frauen“, sagt Kuhlmann.

Heiratsantrag im Kino

Sven Kuhlmann ist nicht der Mann, der dauerhaft Romantik ausstrahlt. Für einen besonderen Moment vor einem Jahr hat er sich aber wirklich etwas überlegt. Bei einem Netzwerktreffen von Piksl bittet er seine Freundin in einem dafür angemieteten Kino auf die Bühne. Dort kniet er sich vor allen hin und fragt sie, ob sie ihn heiraten möchte. Sie möchte. „Da muss man eine Überraschung planen“, sagt er heute pragmatisch darüber. Wiche spricht lieber über die Tränen, die ihr an diesem Tag vor Freude kamen.

Auch ein erklärter Sonderwelten-Gegner wie Andreas Diederichs muss zugeben, dass die Beziehung der beiden IGL-Klient*innen gewisse Vorteile hat. Je nach Einschränkungsggrad müsse man sonst immer auch ein



mögliches Machtgefälle in einer Beziehung beachten und zudem sei es für nicht auf Betreuung angewiesene Partner*innen häufig schwierig, sich darauf bei ihrem Gegenüber einzustellen. Wiche und Kuhlmann umschiffen diese Probleme. Beide sind so eigenständig, dass es kein Machtgefälle gibt. Und beide wissen, wie es ist, wenn jemand im Alltag hilft. „Das Label ist ein Problem“, sagt Diederichs über das Dating bei Menschen mit Beeinträchtigung. Anders als bei einer psychischen Erkrankung oder Suchterfahrungen sei es gesellschaftlich ungewohnt, wenn nur eine*r der Partner*innen betroffen sei.

Bei aller Harmonie: Nicht immer sind sich Jennifer Wiche und Sven Kuhlmann im Alltag einig. Manchmal zockt der leidenschaftliche Fortuna-Fan Kuhlmann ein bisschen zu viel Fifa, schaut ein bisschen zu viel Fußball und auch seine Vorliebe für Actionfilme teilt seine Verlobte nicht. Die geht wiederum manchmal ein bisschen lieber in die Natur, gerne auch mit Mia, dem Hund ihrer Betreuerin. Um ihre Katzen kümmern sich aber beide gerne. Ursprünglich hatte jede*r eine, jetzt seien sie aber so lange zusammen, dass Kira und Lutze ihnen beiden gehörten, sagt Wiche.

Das Gespräch ist fast zu Ende, da traut sich auch Kira, die weniger Scheue der beiden, zum fremden Besuch ins Wohnzimmer. Während die Katze über Tisch und Sofa läuft und sich streicheln lässt, spricht Sven Kuhlmann über seinen größten Wunsch. Nach Paris würde er gerne mal reisen und dort auch am liebsten gleich ein paar Wochen verbringen. Das sei allerdings finanziell nicht drin. „Aber sind ja nur Träume“, sagt er dann.

**Wir haben kaum
Streit, wir
diskutieren eher.**



romantisch

Gespräch Christoph Wandt Illustration Fons Hickmann

Wenn wir über Liebe sprechen, haben wir oft bestimmte Normen von Liebe im Kopf – und übersehen dadurch viele Menschen, die außerhalb dieser Normen fühlen. So wie Ronja (24) aus Helsinki. Ronja empfindet keine romantische Liebe.

Ronja, du empfindest keine romantische Liebe. Kannst du erzählen, wann du das erkannt hast?

Das war ein längerer Prozess. Als Teenager habe ich immer, wenn ich starke Gefühle für jemanden hatte, gedacht, das sei romantische Liebe. Ich hatte andere Menschen bewundert, wollte sein wie sie. Das habe ich dann so interpretiert, dass ich eine Beziehung mit ihnen haben möchte. „Das muss Liebe sein“, habe ich gedacht. Aber das war es nicht. Mit 17 hatte ich dann eine Beziehung mit einer anderen Person, als ich plötzlich merkte, dass die andere Person Dinge fühlte, die ich nicht fühlte. Ich brauchte einige Zeit, um herauszufinden, woran das lag, und beendete dann die Beziehung. Es dauerte dann aber noch mehrere Jahre, bis ich in der Lage war zu äußern: Ich bin aromantisch.

Was bedeutet das ganz konkret? Was empfindest du für andere Menschen?

Ich habe viele sehr enge Beziehungen zu Menschen und ich empfinde viel für diese Menschen. Im Moment habe ich drei sehr enge Freund*innen, mit denen ich viel teile. Ich teile in engen Freundschaften viele Dinge, die man sonst vielleicht nur in Partnerschaften teilen würde. Diese Beziehungen zu Freund*innen sind eng genug, um sie

mit familiären Beziehungen zu vergleichen. Ich bin in dieser Hinsicht wirklich gesegnet.

Hast du ein Outing gehabt?

Ich habe immer wieder Outings. Wenn mich jemand um ein Date bittet oder mit mir über das Liebesleben sprechen will, dann erzähle ich davon. Und die meisten sind sehr interessiert und wollen mehr erfahren.

Aber das ist nicht immer so einfach, oder?

Nein. Es gab Zeiten, da habe ich mich massiv unter Druck gesetzt gefühlt. Als Teenager war es ärgerlich, dass mich meine Eltern bei jeder Person, mit der ich Zeit verbracht habe, gefragt haben, ob ich mit ihr zusammen bin. Ich habe schon einen sozialen Druck gespürt, zu lieben oder besser: mich nach den Verhaltensmustern zu verhalten, die ich die ganze Zeit als Norm um mich herum spüre. Heute ist eher schwierig, dass ich das Gefühl habe, ständig anderen Leuten zeigen zu müssen, dass ich kein romantisches Interesse an ihnen habe, damit sie keinen falschen Eindruck bekommen. Ich vergesse das manchmal, und dann bin ich überrascht, wenn Menschen denken, ich hätte ihnen doch andere Signale gegeben.

Hast du jemals das Gefühl gehabt, dir fehlt etwas?

Es gab gerade zu Anfang Zeiten, in denen ich mit meinem Selbstbild und mit Einsamkeit gekämpft habe. Aber das sind Probleme, die jeder junge Mensch hat. Ich hatte jedoch nie das Gefühl, dass mir innerlich ein Teil fehlt, der in mir sein sollte. Und ich glaube, ich habe durch die engen Freundschaften vielleicht auch mehr als manche andere Menschen. Sich vor allem auf die Beziehung zu einem einzigen Menschen zu verlassen, wie das einige Menschen tun, scheint mir eine schreckliche Überlebensstrategie zu sein. Die menschliche Evolution hat uns auf Gemeinschaften von 20 bis 30 Personen ausgerichtet. Wenn man das außer Acht lässt und sich nur auf eine Person konzentriert, führt das zwangsläufig zu einer Katastrophe.

Nervt das in diesem Zusammenhang nicht, dass die romantische Liebe in unserer westlichen Gesellschaft überall präsent ist – in Filmen, in der Werbung, in der Musik?

Ich bin ja nicht abgestoßen von Romantik. Romantische Liebe ist eine tolle Sache. Sie ist eben nicht meins. Es ist so ein bisschen, wie wenn ich eine Werbung für Hundefutter sehe und keinen Hund habe. Sie ist dann einfach nicht relevant für mich. Was mich aber wirklich stört, ist diese Überhöhung der romantischen Liebe. Dieser Anspruch, nur durch die romantische Liebe würde alles im Leben gut, das ist nicht die Realität. Es führt dazu, dass Menschen Dinge von romantischen Beziehungen erwarten, die sich nicht immer so erfüllen. Und das sorgt für Schmerz. Romantische Liebe ist bestimmt wunderschön, aber wir haben, so glaube ich, eine völlig falsche Vorstellung von ihr.

Aromantische Menschen fühlen sich von anderen Menschen nicht romantisch angezogen und/oder sie haben kein Bedürfnis nach romantischen Beziehungen. Aromantik ist zu unterscheiden von Asexualität. Es gibt aromantische Menschen, die sexuelle Beziehungen eingehen oder sexuelle Begegnungen haben, genauso wie Menschen, die das nicht tun.

Das Spektrum der Aromantik umfasst auch Menschen, die romantische Anziehung nur wenig oder nur unter bestimmten Umständen empfinden. Diese werden auch als grau-(a)romantisch bezeichnet. Dazu gehören auch sogenannte demiromantische Menschen, die erst eine enge emotionale Bindung zu einem Menschen brauchen, bevor sie sich romantisch zu dieser Person hingezogen fühlen können. Menschen, die nicht aromantisch sind, werden auch als alloromantisch bezeichnet.

Sucht nach Liebe

Text Carolin Scholz Illustration Fons Hickmann

Wer suchtkrank wird, dem fehlt etwas an anderer Stelle. Viele wollen damit Bedürfnisse stillen, die sie anders nicht zu erfüllen wissen. Die Ursachen dafür liegen meist in der Kindheit und sorgen auch dafür, dass ungesunde Partnerschaften entstehen.

Wenn ich meinen Selbstwert nicht selbst regulieren kann, brauche ich jemanden, der das für mich macht. Der mich bewundert und aufbaut.

Exzessiver Konsum sei fast immer ein Selbstheilungsversuch, sagt Denise Schalow. Auch wenn die, die konsumieren, das nicht unbedingt bewusst machen. „Ich habe bei Suchtkranken noch nie erlebt, dass sie einfach so angefangen haben.“ Denise Schalow leitet das Suchtberatungs- und Therapiezentrum der Diakonie Düsseldorf. Sie ist Psychologin und kann einen psychoanalytischen Blick auf das Thema Sucht öffnen. Dieser Blick zeigt: Die Ursache für Sucht liegt meist schon in der Kindheit.

In den ersten Lebensjahren lernen Kinder wichtige Dinge, die sie später brauchen, um ihre Gefühle und Emotionen steuern und einordnen zu können. Da sind zum Beispiel die Ich-Funktionen. Zu denen gehört es etwa, zwischen Ich und Du trennen zu können oder zwischen Innen und Außen. „Zu lernen, dass ich ein eigenes Individuum bin mit eigenen Grenzen.“ Auch das Selbstbewusstsein zu steuern oder Gefühle wahrzunehmen und richtig einzuordnen, um sich dann entsprechend verhalten zu können, sind Ich-Funktionen, erklärt Denise Schalow. Diese Funktionen lerne man in der Zweierbeziehung mit der primären Bezugsperson.

Manchmal erlebt dieses Lernen aber eine Störung. „Zum Beispiel wenn die Eltern selbst nicht gut darin sind,

oder auch durch traumatische Erlebnisse“, sagt Denise Schalow. Das könne dann dazu führen, dass Menschen auch später noch auf andere angewiesen sind, um ihre Emotionen, Bedürfnisse und auch ihren Selbstwert zu regulieren, und eben nicht lernen, das selbst zu tun.

Auf der Suche nach Bewunderung

„Wenn ich meinen Selbstwert nicht selbst regulieren kann, brauche ich jemanden, der das für mich macht. Der mich bewundert und aufbaut“, sagt Denise Schalow. Oft gehen diese Menschen sehr intensive romantische Beziehungen ein. Welche, in denen man verschmelzen will mit der anderen Person. „Das wird oft als großes Liebesbedürfnis gesehen, man liebt mit Haut und Haaren, will eins sein mit dem oder der Partner*in.“ In der Anfangsphase einer Beziehung sei das oft auch ganz normal – solange es sich später wieder reguliert und beide sich auch unabhängig voneinander wahrnehmen können, eine Beziehung auf Augenhöhe entwickeln.

Bei Menschen, die andere brauchen, um sich selbst oder ihren Selbstwert zu regulieren, funktioniert das aber nicht. Und hier komme dann oft Sucht ins Spiel. Die Psychoanalyse

spricht von einem Ersatzobjekt. Etwas also, das als Ersatz herhalten muss, wenn das, was jemand eigentlich braucht, nicht verfügbar ist. Suchtmittel sind eben meistens verfügbar, wenn jemand sie braucht – anders als Menschen, die ihre eigenen Bedürfnisse und Wünsche haben.

Vermeintlich hilft es, zu trinken, Kokain, Cannabis, Opiate oder andere Suchtmittel zu konsumieren, um sich zu beruhigen, wenn man traurig oder wütend ist, um sich stark und selbstbewusst zu fühlen – oder warm und geborgen. Diese Art des Selbstheilungsversuchs sei aber immer zum Scheitern verurteilt, sagt Schalow.

Woran fehlt es?

In der Therapie geht es dann darum, herauszufinden, woran es fehlt, welche Fähigkeit ersetzt oder welches Bedürfnis durch das Suchtmittel gestillt werden sollte. „Als Therapeutin mache ich dann oft das, was Eltern hätten tun müssen“, sagt Denise Schalow. Etwa die Gefühle des Gegenübers anerkennen und Wege aufzeigen, wie sich diese steuern und regulieren lassen. Dabei machen die, die zur Suchttherapie kommen, neue Beziehungserfahrungen. „Ich bin als Therapeutin auch eine Art Ersatzobjekt. Ich biete mich diesen Menschen an, bin zuverlässig

Als Therapeutin mache ich oft das, was Eltern hätten tun müssen.

da, ich trete ihnen wohlwollend gegenüber, setze aber auch Grenzen.“

Dieser Prozess der Aufarbeitung ist für viele schmerzhaft und erschreckend. Zu erkennen, was eine Sucht mit einem selbst zu tun hat – mit der eigenen Geschichte, Kindheit und den eigenen Erlebnissen. Dabei tun sich immer wieder Leerstellen auf, alte Gefühle kommen hoch. Manche spüren in Situationen Wut oder Traurigkeit und merken, dass diese Gefühle alt sind und nicht zu der Situation passen, in der sie aufgekommen sind. Gemeinsam erkunden sie dann, woher diese alten Gefühle kommen. „Und wir überlegen, wie sie damit umgehen können“, sagt Denise Schalow. Etwa welche Möglichkeiten es gibt, sich aus der Wut zu lösen – beispielsweise indem man sich auch abgrenzt und zurückzieht, statt auszurasen.

Doch auch an anderer Stelle spielen Liebe und Paarbeziehungen in der Suchttherapie eine Rolle. „Ich glaube, es ist die ganz große Angst aller, die in Therapie gehen, dass ihre Beziehung daran scheitert“, sagt Denise Schalow. Dabei legt die Suchtberatung und -therapie einen Fokus darauf, beziehungsstabilisierend zu arbeiten. „Wir glauben, dass jede Beziehung die Chance hat zu wachsen.“

Abstinenz kann die Beziehung verändern

Sich aus einer Sucht herauszuarbeiten sei aber immer eine große Herausforderung für eine Beziehung. Weil sich dadurch oft die Positionen und Funktionen der Einzelnen in einer Partnerschaft oder Familie verändern. Denise Schalow erinnert sich an einen Fall, in dem der Ehemann über viele Jahre getrunken hat. Seine Frau hat mit der Zeit die Familie allein um ihn herum organisiert und alle Entscheidungen getroffen. Als er trocken wurde, wollte er wieder mitentscheiden. Das sei für beide eine große Anpassungsleistung gewesen. „Es gibt Beziehungen, die daran scheitern. Da ist ein Partner, der plötzlich wieder auftaucht mit all seinen Bedürfnissen und Wünschen.“

Deshalb findet Denise Schalow es wichtig, dass Angehörige, die Partnerin oder der Partner mit zur Therapie kommen und den Prozess begleiten. Auch wenn nur die süchtige Person verantwortlich für ihre Sucht ist, entstehe in einer Beziehung durch das Suchtmittel ein System, eine Art Dreiecksbeziehung mit der Sucht. „Und da hilft es, wenn beide lernen, sich daraus zu lösen.“

Insgesamt ist der Blick von Denise Schalow aber trotzdem optimistisch. Die Defizite, die in der Persönlichkeit entstehen, weil in der Kindheit bestimmte Fähigkeiten nicht ausgebildet wurden, können noch gefüllt werden. „Man kann das im Nachhinein lernen.“ Lernen, die eigenen Gefühle zu regulieren, sich zu beruhigen und sich wertvoll fühlen, ohne dafür ein Suchtmittel zu brauchen.

Wenn Menschen suchtgefährdet sind oder bereits ein Suchtproblem haben, dann brauchen sie schnell und unkompliziert Hilfe. In der Suchtberatung der Fachambulanz der Diakonie Düsseldorf klären die Mitarbeitenden mit Betroffenen kostenlos, wie sie die Sucht am besten in den Griff bekommen. Und: Die Fachambulanz ist auch für Angehörige da. Mehr Informationen unter: www.diakonie-duesseldorf.de



Denise Schalow, Therapeutin

Nummer gegen Liebes- kummer

Text Carolin Scholz
Fotos David Ertl

An den ersten schlimmen Liebeskummer können sich vermutlich viele noch erinnern. Kein Wunder, wird Liebe nicht erwidert, kann das eine belastende Erfahrung sein. Beim Sorgentelefon des Kinderschutzbundes beraten einmal pro Woche auch Jugendliche. Sie helfen bei Problemen, die Anrufende mit sich, mit den Eltern und mit anderen Jugendlichen haben – und natürlich auch bei Liebeskummer.

Wenn Jana den Hörer auflegt, weiß sie nie, wie die Geschichte weitergeht. Wird der Elfjährige seinen Großeltern erzählen, dass er zu Hause Gewalt erfährt? Wird sich die Jugendliche nach einem Therapieplatz umsehen? Und kann das Mädchen in Janas Alter ihre Jungsprobleme lösen? Das wird Jana nie erfahren. Denn ein zweites Gespräch gibt es nicht.

Jana ist 18 Jahre alt und arbeitet seit zwei Jahren ehrenamtlich beim Sorgentelefon, der Nummer gegen Kummer. Sie gehört zum Programm Jugendliche beraten Jugendliche. Jeden Samstag sitzen Berater*innen am Telefon, die selbst im Alter derer sind, die die Nummer 116 111 wählen.

„Ich glaube, manchen Jugendlichen fällt es leichter, uns von einem Problem zu erzählen, als einer erwachsenen Person“, sagt Jana. Weil sie eben noch näher dran sind an den Dingen, die Kinder und Jugendliche beschäftigen. „Das ist mehr auf Augenhöhe. Als würde man mit einer Freundin sprechen.“ Das sei einfach anders, als sich einen Ratschlag von den Eltern zu holen.

35 ehrenamtliche Beratende gibt es beim Kinder- und Jugendtelefon, das in Düsseldorf vom Kinderschutzbund organisiert wird. Es ist ein bundesweites Angebot, in ganz Deutschland gibt es 77 Standorte, an 22 davon beraten Jugendliche wie Jana. Ruft jemand aus Düsseldorf an, wird er mit einer beratenden Person in Düsseldorf verbunden – sind alle Leitungen besetzt, geht der Anruf an die nächstgelegene Stelle.

Alles bleibt anonym

Wenn Jana eine Schicht beginnt, loggt sie sich zuerst am Computer im Büro des Kinderschutzbundes ein. In einem Programm kann sie ein Protokoll für jeden Anruf erstellen, eintragen, welches Alter ein Anrufer angegeben und welches Problem ein*e Hilfesuchende*r geschildert hat. Auch wie sie im Gespräch vorgegangen ist, kann sie dort eintragen. Wenn sie bereit ist loszulegen, schaltet sie ihre

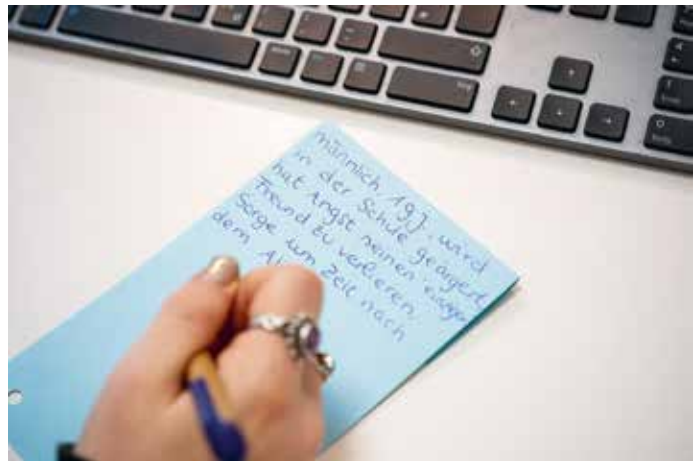
Leitung dort frei. „Wenn ich mich freischalte, klingelt das Telefon sofort. Ich warte eigentlich nie, dass ein Anruf kommt.“ Ins Protokoll kommen nur Angaben, die die Jugendlichen von sich aus geben. Diese Informationen werden streng vertraulich behandelt und nur unter den Beratenden genutzt. Alles bleibt anonym, Jana fragt keine Informationen ab – jeder und jede Anrufende gibt nur an, was er oder sie möchte.

2023 haben die Beratenden in Düsseldorf 5.776 Anrufe entgegengenommen, aus denen 1.306 Beratungen entstanden sind. Mehr als die Hälfte der Gespräche dauert zwischen fünf Minuten und einer halben Stunde. Das Verhältnis von Jungen und Mädchen, die anrufen, ist ungefähr ausgeglichen – es sind etwas mehr Jungen. Die Altersgruppe, die am häufigsten anruft, sind die Elf- bis 17-Jährigen, ein Drittel der Anrufenden ist älter.

Hauptthema: psychosoziale Probleme

Insgesamt hatten die meisten Jugendlichen ein Problem mit sich selbst – etwa die Hälfte der Anrufenden. Die andere Hälfte teilt sich ungefähr gleich auf: Probleme mit anderen Jugendlichen beziehungsweise Probleme mit Erwachsenen. Hauptthema sind psychosoziale Probleme. Doch auch Themen rund um Partnerschaft und Sexualität machen einen großen Anteil aus.

Auch die Anrufe bei Jana betreffen verschiedene Themengebiete. Zukunftsängste, Probleme mit Mobbing in der Schule, der Freund hat sich getrennt. „Es kommt tatsächlich vor, dass ich die Themen auch aus dem eigenen Umfeld kenne“, sagt Jana. Vor einer Weile habe ein Mädchen in Janas Alter wegen Beziehungsproblemen angerufen. Der Junge, mit dem sie sich regelmäßig traf, wollte sich nicht so recht festlegen. Eine Situation, die viele in dem Alter beschäftigt. Das Gespräch war fast freundschaftlich. „Sie hat gesagt, ihre Freundinnen können schon nichts mehr von dem Thema hören und sie will sie nicht damit nerven“, sagt Jana. Bei ihr müsse sie keine Angst haben, dass sie genervt reagiert oder die Augen verdreht. Manche brauchten eben einfach jemanden zum reden.



Die Nummer gegen Kummer bildet wieder neue jugendliche Beratende aus.

Die Ausbildung startet am 18. Januar 2025 und umfasst elf Termine. Mehr Informationen gibt es beim Kinderschutzbund Düsseldorf unter www.kinderschutzbund-duesseldorf.de und bei Bernhard Müller-Hildebrand unter mueller@kinderschutzbund-duesseldorf.de

Besonders wenn mich etwas an mein eigenes Leben erinnert hat, hat es mich länger beschäftigt.

Natürlich gibt es auch noch ernstere Themen, denen die Beratenden begegnen. Bei Janas allererstem Anruf erzählte ein Junge, dass er zu Hause Gewalt erfahre. Andere haben psychische Probleme. Wie die Beratenden damit umgehen können, lernen sie in einer sechsmonatigen Ausbildung, erklärt Bernhard Müller-Hildebrand, der das Kinder- und Jugendtelefon beim Düsseldorfer Kinderschutzbund koordiniert. Dazu gehören mehrere Workshop-Samstage, außerdem werden Einrichtungen besucht, wie die Kinderschutzambulanz, das Jugendamt oder PULS, das queere Jugendzentrum. Bevor die Jugendlichen allein beraten, sehen sie erfahreneren Beratenden einige Male dabei zu.

Keine Ratschläge

Wichtig ist: Die Beratenden geben keine richtigen Ratschläge. Vielmehr helfen sie den Jugendlichen, selbst eine Lösung für ihr Problem zu finden. „Das Stichwort für uns ist Hilfe zur Selbsthilfe“, sagt Bernhard Müller-Hildebrand. Einem Jungen, der nicht weiß, wie er Mädchen ansprechen soll, sagt Jana eben nicht, wie er es genau machen soll, sondern fragt zuerst: „Welche Idee hast du denn?“, und nutzt die Antwort als weiteren Anknüpfungspunkt. Einen Anrufer, der sich selbst unattraktiv, zu dick, zu unsportlich fühlt, fragt sie eher: „Was magst du denn an dir? Was kannst du gut?“

Manchmal zeigt sie auch weitere Anlaufstellen auf. Menschen im Umfeld, denen sich eine anrufende Person anvertrauen könnte, oder Hilfsangebote, die bei psychischen und anderen Problemen helfen können. „Wichtig ist immer, zu signalisieren: Ich habe Zeit, ich höre dir zu und du kannst bestimmen, wie das Gespräch läuft“, sagt Bernhard Müller-Hildebrand. Die Beratenden stellen immer wieder auch die Fragen, bei denen Angehörige und das Umfeld Angst vor der Antwort hätten. Es rufen Jugendliche an, die sich selbst verletzen, die verzweifelt sind oder nicht mehr leben wollen. Oft können sie mit niemandem über diese Gedanken sprechen, zu groß ist die Angst, nicht verstanden zu werden.

Etwa einmal im Monat gehen die Jugendlichen, die beraten, zur Supervision und sprechen dort über Anrufe, die sie besonders beschäftigt haben. Auch dabei hilft das Protokoll, das sie während und nach einem Anruf ausfüllen. Dort können sie direkt angeben, ob sie darüber in einer Sitzung sprechen wollen, die Notizen sind dann eine Gedankenstütze. Sei ein Gespräch besonders heftig, können sie auch direkt beim Hintergrunddienst anrufen. Dort steht eine Koordinatorin oder ein erfahrener Mitarbeiter bereit und hilft ihnen, ihre Gedanken zu sortieren.

Mit der Zeit kommt die Routine

Anfangs habe Jana noch ein größeres Bedürfnis gehabt, sich zu den Gesprächen auszutauschen, habe mit anderen Beratenden gesprochen, um das Gehörte zu verarbeiten. „Besonders wenn mich etwas an mein eigenes Leben erinnert hat, hat es mich länger beschäftigt“, sagt sie. Die Supervision nutzt sie noch immer gerne, außerdem schreibt sie Tagebuch, das helfe auch.

Die Zeit, die sie schon im Einsatz ist, hat ihr Routine gegeben, die sie auch sonst merkt. Wenn Freund*innen und ihr von einem Problem erzählen. „Da halte ich mehr die Klappe und höre zu. Und ich stelle genauere Fragen, um näher ans Problem zu kommen.“ Außerdem sei sie hellhöriger geworden bei psychischen Themen.

Auch wenn sie nicht weiß, wie es bei den Anrufern weitergeht, spürt sie doch oft, dass diese ein wenig mehr Hoffnung schöpfen oder dass es ihnen nach dem Anruf besser geht. „Wir können helfen, aber nicht retten“, sagt Bernhard Müller-Hildebrand. Das müsse man sich bewusst machen. Und Jana weiß: Auf dem Weg, den jemand, der bei ihr anruft, mit seinem Problem geht, ist sie ein kleiner Mosaikstein. Nicht mehr, aber auch nicht weniger.

Wir können helfen, aber nicht retten.

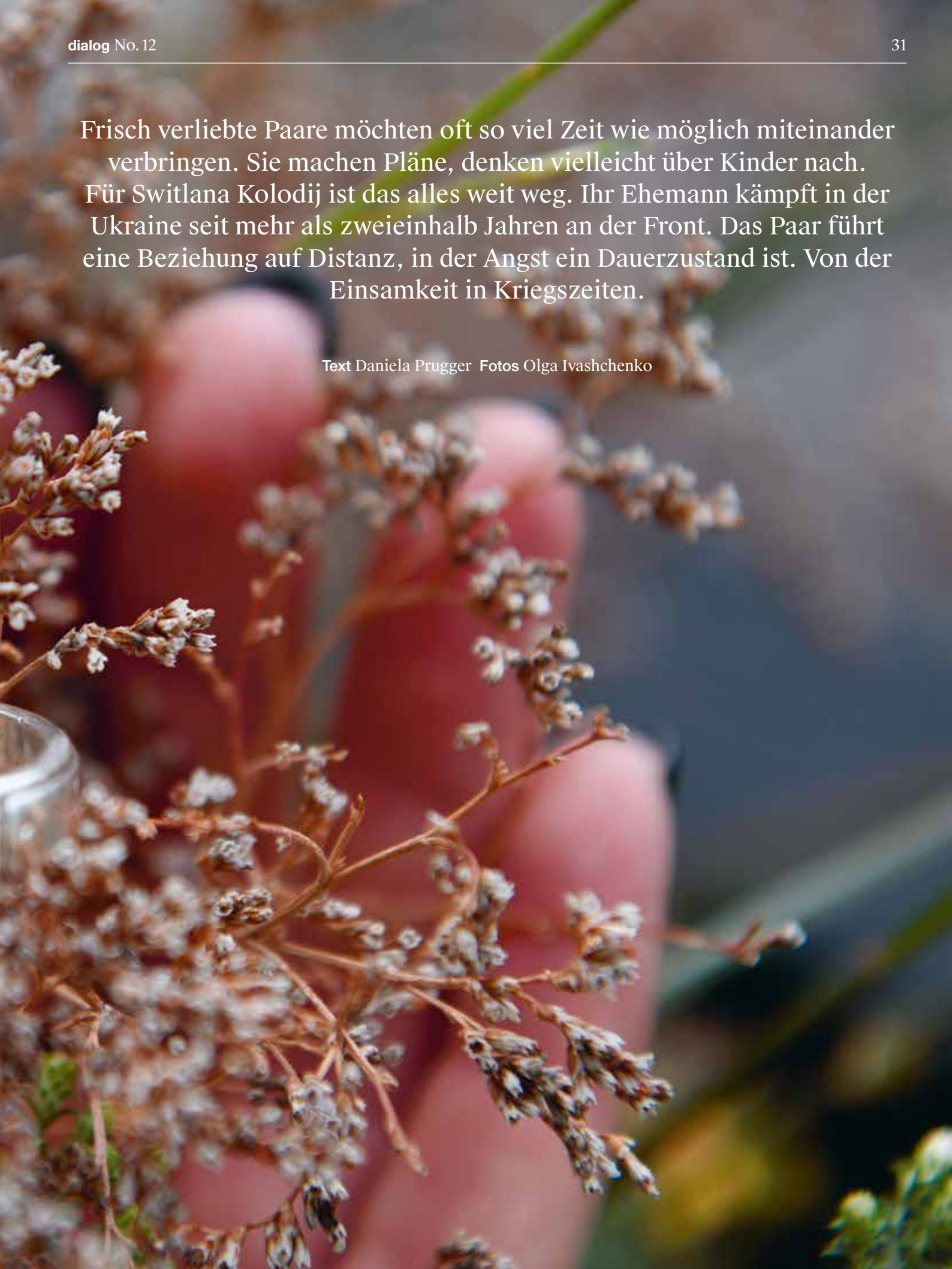
Das Leben steckt voller Herausforderungen, unabhängig davon, wie alt ein Mensch ist. Wenn Menschen nicht mehr weiterwissen, können sie sich auch an die Evangelischen Beratungsstellen der Diakonie wenden: Ob es um dauernden Streit in der Ehe geht, um Themen wie Trennung vom Partner, Erziehungsfragen, Unsicherheit in Beziehung und Bindung. In die Beratungsstellen können Eltern, Paare, Familien und auch Einzelpersonen kommen. Hilfe gibt es auch für Jugendliche, die Stress mit den Eltern, Freunden, mit sich selbst – und natürlich auch Liebeskummer haben. Mehr Informationen unter: www.diakonie-duesseldorf.de

Warten auf die Zukunft



Frisch verliebte Paare möchten oft so viel Zeit wie möglich miteinander verbringen. Sie machen Pläne, denken vielleicht über Kinder nach. Für Switlana Kolodij ist das alles weit weg. Ihr Ehemann kämpft in der Ukraine seit mehr als zweieinhalb Jahren an der Front. Das Paar führt eine Beziehung auf Distanz, in der Angst ein Dauerzustand ist. Von der Einsamkeit in Kriegszeiten.

Text Daniela Prugger Fotos Olga Ivashchenko



Ihren ersten Hochzeitstag verbrachte sie ohne ihren Ehemann, in einem Zustand, der sich anfühlte, als würde sie keine Luft bekommen, als befinde sie sich in einem Albtraum und nicht in ihrem Leben. Dieses erlitt mit Beginn der russischen Invasion am 24. Februar 2022 eine Zäsur, erzählt Switlana Kolodij und hält dabei immer wieder inne, streicht die glatten braunen kinnlangen Haare hinter das Ohr. Die Erinnerungen bringen die vielen schmerzhaften Momente zurück, in denen sie den Krieg im Oblast Charkiw miterlebte und ihr Zuhause verlor, bereits zum zweiten Mal in ihrem Leben.

Kolodij stammt selbst aus dem Donbas. Im Jahr 2014 geriet ihr Heimatort, die Bergarbeiterstadt Antrazyt im Oblast Luhansk, unter die Kontrolle von durch Russland unterstützte und finanzierte Separatisten. Trotzdem konnte sie sich das Ausmaß, den der Krieg annehmen würde, nicht vorstellen, sagt Kolodij über den russischen Überfall, der nicht nur die Ukraine, sondern die Sicherheitsordnung in Europa verändert hat. Sie sei nichtsahnend nach Kyjiw geflohen. Ihr Ehemann Hlib wurde noch im März 2022 mobilisiert.

Die Liebe hat sich verändert

Seither sind mehr als zweieinhalb Jahre vergangen, so lange kämpft ihr Partner bereits an der Front. Der Ausdruck ihrer blauen Augen stehe in einem starken Kontrast zu den Worten an ihrer Halskette: „I am fine“. „Unsere Liebe füreinander ist nicht mehr dieselbe“, sagt sie. „Als der Krieg begann, war er Zivilist. Er hat vorher nie Camouflage getragen. Mittlerweile ist er Offizier.“ Kolodij nennt ihren Partner ihre große Liebe, die sich aber nicht mehr so anfühlt wie früher. Die beiden lernten sich im Jahr 2018 kennen, noch bevor Präsident Selenskyj gewählt wurde. Aus der flüchtigen Bekanntschaft wurde während der Pandemie eine Beziehung. Sie zog zu ihm in sein Haus in Charkiw. „Wir haben die Zeit gemeinsam genossen, zu Hause, zusammen.“ Im September 2020 hielt er um ihre Hand an. Die Hochzeit folgte ein Jahr später. „Wir hatten viel vor, wir hatten Träume, haben über Kinder gesprochen“, sagt Kolodij, die als Projektmanagerin bei einer internationalen Hilfsorganisation arbeitet.

„Mittlerweile bin ich 37 Jahre alt und mache mir immer mehr darüber Gedanken, ob uns die Zeit dafür bleibt. In diesen zweieinhalb Jahren hatten wir nicht viel Gelegenheit, uns zu sehen oder für Sex.“

Ständig unter Stress

Kinderkriegen während des Krieges und mit der Erziehung allein gelassen zu werden, sei für sie schwer vorstellbar. „Ich möchte es meinem Kind nicht antun, dass der Vater an der Front ist. Wenn ich den Sohn meiner Freundin sehe, der bei seinem Vater sein möchte, ist das schwer mitanzusehen.“ Switlana Kolodij und ihr Ehemann führen eine Beziehung, die mittlerweile viele in der Ukraine führen. Eine Beziehung in der Distanz, ohne regelmäßige Treffen, immer in der Erwartung, einen Anruf zu erhalten mit der Nachricht über eine Verletzung oder vom Tod. „In den ersten Monaten, in denen er gekämpft hat, war Angst mein Dauerzustand“, sagt Kolodij. „Hlib ging es genauso, er hatte ja so, wie die meisten in seinem Bataillon, keine Erfahrung.“ In seinem zivilen Leben war ihr Mann



ein bekannter Comedian, jemand der mit Sprache arbeitet, nicht mit Waffen. „Er hat mir meistens erzählt, wie es ihm ging, dass er nicht schlafen konnte, nicht atmen, dass er ständig gestresst ist.“ Während für ihn sein Leben an der Front begann, im Oblast Saporischschja, wo er noch immer im Einsatz ist, rückte seine Frau in die Rolle der emotionalen Stütze, die immer für ihn da war, Spenden sammelte, sich als freiwillige Helferin engagierte. „Ich glaube, in dieser Zeit habe ich angefangen, mich zu verschließen. Meistens bin ich diejenige, die ihm zuhört, ihn unterstützt und dabei sich selbst vergisst“, sagt Kolodij.

Rund 880.000 Soldaten sind in den Verteidigungs- und Sicherheitskräften stationiert, davon rund 60.000 Frauen.¹ Während sie an der Front sind, übernehmen meist die Angehörigen alle Aufgaben, die in der Familie anfallen. Sie kümmern sich um die Wohnung, die Rechnungen, die Kinder, pflegebedürftige Familienmitglieder und sind nach der Rückkehr der Partner von der Front gleichzeitig Rehabilitationsmanager. Die Angehörigen sind die emotionale Stütze für die Soldaten in jeder Phase ihres Weges, während sie selbst ebenfalls ständig Luftangriffe und Stromausfälle miterleben.

Den Soldaten stehen nur kurze Pausen zu

Kolodij glaubt, dass Hlib sich im Jahr 2023 begann zu verändern, nachdem die ersten seiner Kameraden starben. „Er ist ein sehr freundlicher Mensch, aber als wir uns danach getroffen haben, war er aggressiver. Er hat auf Kleinigkeiten gereizt reagiert.“ Erst mit genügend Abstand und auf Fronturlaub wurde er ruhiger. Doch es sind kurze Pausen, die den Soldaten zustehen, für den Dienst selbst ist noch immer kein Ende in Sicht. „Ich denke, dass unsere Beziehung aus der



In den ersten Monaten nach Beginn des Krieges habe ich meine eigene Existenz vergessen.

Anfangszeit uns geholfen hat, die Verbindung zu halten. Aber langsam reicht das nicht mehr aus, wir brauchen Nähe und Partnerschaft“, sagt Kolodij.

Das Leben als Angehörige*r von Soldat*innen sei ein Leben, das sich irgendwo dazwischen abspiele: zwischen Front und zivilem Alltag, erklärt Ivanka Stets. Die 27-Jährige ist Mitarbeiterin der Organisation „Veteran Hub“ in Kyjiw, die sich auch darum bemüht, die Geschichten über die Familien und Freunde der Soldaten sichtbar zu machen, Treffen organisiert und Studien über die psychosozialen Hürden durchführt. Auch der Verlobte von Ivanka Stets kämpft an der Front, unter anderem ist er im

Donbas stationiert, wo den russischen Truppen zuletzt immer wieder kleinere Gebietsgewinne gelungen sind. „In den ersten Monaten nach Beginn des Krieges habe ich meine eigene Existenz vergessen“, sagt sie. So oft wie möglich steht das Paar in Kontakt. „Ich hoffe einfach, dass er zurückkommt.“ Doch es gibt noch immer keine Aussicht auf ein Ende. „Vor dem Krieg waren wir acht Monate lang zusammen, die restliche Zeit hat Krieg geherrscht“, sagt Stets. „Für mich ist es ein Leben in der Distanz, das sich auch auf unsere Verbindung, auf unsere Beziehung auswirkt. Wir befinden uns in unterschiedlichen Realitäten.“ Stets hofft, dass ihre Hochzeit trotz allem bald stattfinden kann,

Unsere Erfahrung ist eine, über die man in der Gesellschaft kaum redet, unsere Erfahrung ist sehr einsam.

irgendwann in der Zukunft. Man brauche etwas, auf das man sich freuen kann. Das Festhalten an diesen „normalen“ Ereignissen sei wichtig, sagt sie. „Das allein gibt mir das Gefühl, dass es eine Zukunft für uns gibt.“

Bereits jetzt sind im Land 1,2 Millionen Veteranen registriert. Nach dem Konflikt soll die Zahl auf fünf bis sechs Millionen steigen – einschließlich der Familienangehörigen, teilte der stellvertretende Minister für Veteranenangelegenheiten Ende Mai mit.² Die Traumata des Krieges ziehen sich durch fast jede Familie und werden das Land noch über Generationen prägen. Umso verletzender sei, dass sich ein Teil der Menschen in der Ukraine mittlerweile von den Nachrichten abschotte und die Lebensrealität der Angehörigen der Soldaten ignoriere, nicht erkenne, wie schwer das Leben für jene geworden ist, die auf die Rückkehr ihrer Liebsten warten. „Mein Verlobter schützt nicht nur mich und meine Familie, er schützt jeden Menschen, der in diesem Land lebt“, sagt sie. Trotzdem versuche sie, auf das fehlende Verständnis oder vorherrschende Ignoranz nicht emotional zu reagieren. „Die Wahrheit ist, dass jeder von ihnen bereits morgen in meiner Lage sein oder selbst einberufen werden könnte.“

Die Frauen müssen funktionieren

Sich mit Menschen zu unterhalten, die in derselben Situation sind, sei der einzige Weg, nicht unterzugehen und die Hoffnung nicht zu verlieren, sagt Switlana Kolodij über den regelmäßigen Austausch mit anderen Partnerinnen von Soldaten. „Unsere Erfahrung ist eine, über die man in der Gesellschaft kaum redet, unsere Erfahrung ist sehr einsam“, sagt sie. Es werde erwartet, dass (meistens sind es) Frauen funktionieren und sich selbst zurücknehmen. „Ich bin stolz auf meinen Mann und unterstütze ihn, sammle Geld und all das. Aber ich möchte nach all der Zeit auch, dass er etwas für mich tut, nicht nur für das Land oder für seine Karriere in der Armee. Gleichzeitig verstehe ich, dass das nicht nur seine Entscheidung ist“, sagt Kolodij.

In ihrer Wohnung in einem zentralen Bezirk der Hauptstadt öffnet sie die Tür zum Balkon, der nach Süden ausgerichtet ist, und, wie sie sagt, ähnliche Bedingungen bietet, die man in der sonnigen, trockenen Steppe des Donbas vorfindet. „Die Pflanzen erinnern mich an zu Hause“, sagt sie und zeigt die Gräser, Kräuter und Blumen. Sie verstehe, dass es für die Ukraine

in naher Zukunft keine Möglichkeit geben wird, den Krieg zu gewinnen. Die Kämpfe werden noch lange andauern. „Vielleicht denke ich deshalb über Dinge nach, die ich im Alltag kontrollieren kann, wie meine Pflanzen.“ Vor dem Krieg, in einem anderen Leben, wollte das Ehepaar in den Urlaub nach Portugal fahren, die Welt sehen. Damals hätten solche Pläne sie angetrieben, sagt Kolodij. „Nun habe ich Angst, dass sie nie in Erfüllung gehen werden.“ Vielleicht habe sie deshalb aufgehört zu planen oder zu träumen, überlegt sie laut.

¹ <https://fakty.com.ua/ua/ukraine/20240223-yaka-chyselnist-zsu-u-2024-roczy-skilky-vijskovyh-perebuvaye-na-fronti/>

² <https://www.pravda.com.ua/eng/news/2024/05/27/7457854/>

diakonie

36

Hallo, kennen wir uns nicht?

Liebespaare in der Diakonie

38

Verlässliche Betreuung statt Notbetrieb

Ein Interview mit Diakonie-Vorstand
Michael Schmidt

40

Den Wald lieben lernen

Kita-Kinder erkunden die Natur

43

Wann ist der Mann ein Mann?

Wie AlleMann Jungen seit zehn Jahren
hilft, ihren Weg zu finden

45

Abgehängt?

So leben die Menschen in Hassels-Nord

48

Willkommen im digitalen Plaudercafé

Kinder zeigen Senior*innen ihre
Lieblings-Apps

Was gibt es Schöneres, als einer echten Liebesgeschichte zu lauschen? Drei Paare in der Diakonie haben uns berichtet, wie sie sich kennengelernt haben: über erste Treffen auf Fortbildungen, Verkopplungsversuche im Reisebüro und die Frage: Wie sag ich es bloß den Kolleg*innen?

Hallo, kennen wir uns nicht?

Gespräch Anne Wolf Fotos David Ertl

Julia und Sven Kruse arbeiten im Ferdinand- Heye-Haus, dem Pflegeheim der Diakonie in Kaiserswerth. Dort haben sie sich kennen- und lieben gelernt.

Sie: Wir hatten schon einige Jahre zusammengearbeitet. Irgendwann hat mich eine Bewohnerin gefragt: Sag mal, hast du eigentlich auch keinen Mann? Und ich habe gesagt: Nein, ich habe auch keinen Mann. Und das hat der Sven gehört.

Er: Das fand ich traurig (lacht). Wir sind dann bei einem Termin intensiver ins Gespräch gekommen. War das nicht auf einer Fortbildung, auf der wir zusammen waren?

Sie: Ja, wir waren auf eine Fortbildung zusammen, genau. Da hast du mich noch nach Hause gebracht.

Er: Ich habe angeboten, dich mitzunehmen. Wir hatten fast den gleichen Weg. Da haben wir uns persönlich ausgetauscht und überlegt, mal was zusammen zu machen.

Sie: Ich habe dir dann einen Gruß geschickt, zum Vatertag, über Facebook. Wir waren, wie das damals so war, auf Facebook befreundet.

Er: Und dann habe ich gefragt, ob wir mal was zusammen trinken gehen.

Sie: Ja genau, das warst du.

Er: Ich glaube, ich habe zwei Mal gefragt.

Sie: Du hast erst gefragt, ob wir Tee trinken wollen. Da habe ich nicht drauf geantwortet (lacht).

Er: Ja, es sollte schon ein Bier sein. Ich wusste da schon, dass ich gerne mehr haben wollte – als einen Tee (lacht).



Sie: Ich war nicht überrascht und auch nicht abgeneigt.

Er: Wir sind dann zusammengekommen. Den Kolleg*innen gegenüber haben wir das für uns behalten. Ziemlich lange eigentlich.

Sie: Gefühlt lange. Einige sind von alleine dahintergekommen. Andere haben wir gezielt ins Vertrauen gezogen, gerade die Leitungsebene. Dann sind wir nach relativ kurzer Zeit auch zusammengezogen.

Er: Da wussten dann alle Bescheid.



Gisela Hammer lebt im Wohnpark der Diakonie in Bilk, Jürgen Hamburg gegenüber im Pflegeheim. Kennengelernt haben sie sich vor rund sieben Jahren.

Sie: Jürgen war 50 Jahre verheiratet und hatte seine Frau verloren. Und mein Mann war 14 Tage vor unserem 50. Hochzeitstag gestorben. Mein Mann und ich hatten schon eine Reise gebucht. Ich war dann sehr oft in dem Reisebüro, musste alles stornieren, wie das so ist. Und da hatten wir eine sehr nette ...

Er: ... Beraterin ...

Sie: ... Beraterin im Reisebüro gehabt, die Frau Bauer. Frau Bauer hat dann irgendwann gesagt: Ich habe da einen sehr netten Mann, der hat seine Frau verloren. Wollen Sie den nicht mal treffen? Das war ungefähr ein Dreiviertel Jahr später. Wir haben noch ein bisschen rumgedrückt. Aber dann hat er mich angerufen und wir haben uns verabredet.

Er: Mir hat die Beraterin einen Brief geschrieben, in dem sie meinte, da gibt es eine sehr nette Dame, die zu mir passen würde. Ob ich denn nicht Interesse hätte, dass wie beide uns träfen, auf einen Kaffee.

Sie: Wir wurden ein bisschen verkuppelt. Die hat keine Ruhe gegeben.

Er: Aber sehr unaufdringlich.

Sie: Wir haben dann aber keinen Kaffee getrunken, sondern uns an der Ecke getroffen und Cevapcici gegessen.

Er: Und daraus wurde zumindest aus meiner Sicht eine sehr tolle Liebe.

Sie: Am Anfang habe ich gedacht, gucken wir mal, wie es ist. Ich habe erst an etwas Jüngerer gedacht, Jürgen ist ja fünf Jahre älter als ich (lacht). Jetzt sind wir sieben Jahre zusammen und haben in diesen Jahren mindestens schon 20 Reisen gemacht. Da haben wir wirklich eine wunderschöne Zeit verbracht, das war immer sehr harmnisch.

Er: Das ist sehr schön, dass wir uns noch einmal kennengelernt haben.

Kerstin Friske arbeitet im Strategischen Personalmanagement der Diakonie, Achim Röhrig im Immobilienmanagement. Sie sind seit neun Jahren ein Paar.

Sie: Es gab einen Betriebsausflug, da wurde mir Achim von einer Kollegin vorgestellt. Wir haben kurz Hallo gesagt und das war's. Das nächste Mal haben wir uns ein paar Monate später in der Schule meines Sohnes wieder gesehen. Nach kurzem Überlegen sprach ich Achim an fragte ihn: Sag mal, wir kennen uns doch.

Er: Es war Freitag, ich war an diesem Tag eigentlich noch krankgeschrieben, weil ich gerade erst nach einem Norovirus-Infekt aus dem Krankenhaus entlassen worden bin. Abends fühlte ich mich schon wieder besser und entschied mich, zur Weihnachtsfeier meines Sohnes zu gehen. Ich konnte Kerstin erst nicht richtig zuordnen. Und dann sagte sie irgendwann: Diakonie, Personalabteilung. Da war ich erst einmal geschockt (beide lachen).

Sie: Einige Zeit später kam mein Sohn Jan nach Hause und hat gesagt, dass er sich mit Max, Achims Sohn verabreden möchte. Also schrieb ich Achim über den kurzen Dienstweg per E-Mail an. Und so kam es dazu, dass

die Kinder sich ab und zu verabredet haben und wir immer mal wieder etwas mit den Kindern gemeinsam gemacht haben.

Er: Einige Wochen später haben wir uns zufällig beim Kindertag am Flughafen getroffen. Die Jungs waren zusammen am Spielstand während wir einen Kaffee getrunken haben. Da habe ich dann einfach mal gefragt, ob wir uns mal ohne die Kinder treffen wollen.

Sie: Ja, und dann haben wir ein bisschen geschrieben, per WhatsApp. Ich fand ihn ja schon ganz sympathisch, habe aber immer um den heißen Brei herumgeredet. Achim sagte dann irgendwann: Sag's doch einfach. Naja, und dann habe ich ihm geschrieben, dass ich ihn gerne mal in den Arm nehmen würde. Ein, zwei Tage später saßen wir zusammen im Auto. Wir hatten uns vor der Schule getroffen und wollten zusammen ins Büro fahren. Mit Blick auf die Uhr sagte ich: Wir müssten jetzt mal los.

Er: Stimmt, aber da stand ja noch etwas aus (wieder lachen beide). Wir haben uns in den Arm genommen und seitdem sind wir zusammen.



Verlässliche Betreuung statt Notbetrieb



Gespräch Anne Wolf
Foto Violetta Odenthal

Wenn nicht genügend Fachkräfte vor Ort sind, müssen Kitas kurzfristig schließen, selbst wenn ausreichend Ergänzungskräfte vor Ort sind. So sieht es die Personalverordnung des Landes NRW vor. Michael Schmidt, Vorstand der Diakonie Düsseldorf, sieht dadurch die Qualität der frühkindlichen Bildung in Gefahr. Im Interview erklärt er, warum es wichtig ist, Eltern feste Betreuungszeiten anzubieten, und es höchste Zeit ist, in den Krisenmodus zu schalten.

Lieber Herr Schmidt, Mitte des Jahres haben Sie öffentlich Alarm geschlagen und gefordert, dringend etwas gegen den Betreuungsnotstand in den Kitas zu tun. Das sorgte auch für Kritik. Wie lautete Ihre Forderung konkret?

Wir fordern zuerst einmal, dass alle Beteiligten sich eingestehen, dass wir eine krisenhafte Situation haben. Das ist deshalb wichtig, weil man in der Krise anders reagiert als in Veränderungs-

oder Change-Prozessen, in denen man sich Zeit nehmen kann. In der Krise muss man sofort handeln. Aus unserer Sicht würde das bedeuten, dass wir den sehr starren Betreuungsschlüssel in Hinblick auf die Fachkraftquote vorübergehend lockern und mit Augenmaß dafür sorgen, dass auch die langjährig erfahrenen Kinderpfleger*innen oder Ergänzungskräfte, die wir in den Kitas haben, im Beisein einer Erzieherin selbstständig eine

Gruppe betreuen können. Das gilt besonders für Randzeiten: morgens, bevor alle an Bord sind, oder nachmittags, wenn noch nicht alle Kinder abgeholt worden sind. Frühkindliche Entwicklung ist eine besondere Phase, gerade auch um die Schulfähigkeit herzustellen, also auch eine Integrationsleistung. Aber wenn wir in der Krise keine gesicherten Betreuungszeiten haben, können wir diese Ziele nicht ernsthaft verfolgen.

Selbst bei einer Lockerung der Personalverordnung bleibt aber ein grundlegendes Problem bestehen: der Fachkräftemangel.

Wie wir künftig mit dieser Herausforderung umgehen, ist eine Diskussion, die wir parallel führen müssen. Aktuell fehlen uns etwa 100 Vollzeitkräfte im Kita-Bereich. Wenn wir hier Abhilfe schaffen wollen, müssen wir in den nächsten drei oder vier Jahren jedes Jahr 60 Menschen ausbilden. Parallel gehen die geburtenstarken Jahrgänge, die sogenannten Babyboomer, reihenweise in Rente. Hinzu kommt, dass der Rechtsanspruch auf einen Betreuungsplatz im Grundschulalter – also bei den Offenen Ganztagschulen – diese Personalnot noch verstärken wird, weil dort dieselben Berufsgruppen gebraucht werden. Insofern wird es eine steigende Nachfrage in einem Mangelberuf geben. Dafür gibt es keine Patentlösung. Wichtig ist, dass wir überhaupt miteinander ins Gespräch kommen und eine Perspektive „Berufsbild 2030“ entwickeln.

Öffentlicher Dienst, Industrie und Handwerk suchen ebenfalls händelringende Leute.

Wir konkurrieren alle um die gleiche Gruppe der Auszubildenden. Deshalb sind die verstärkten Webemaßnahmen, die wir derzeit fahren, auch nur der Versuch, von einem gleich kleinen Kuchen ein möglichst großes Stück abzubenehmen. Politik müsste aber dafür sorgen, dass der Kuchen größer wird, also dass insgesamt mehr Menschen für den Arbeitsmarkt zur Verfügung stehen.

Das würde bedeuten: Wir brauchen mehr ausländische Fachkräfte. Im Moment scheint diese Forderung nicht sehr populär zu sein.

Da gibt es doppelte Botschaften. Auf der einen Seite zieht der Bundeskanzler

derzeit alle Register, um Anwerbeabkommen für Fachkräfte zu schließen, das macht er in Afrika, das macht er in Asien. In der Hoffnung, dass auf Basis dieser Vereinbarungen Menschen nach Deutschland kommen, die schon einen Beruf können. Klammer auf: In den sozialen Berufen ist das natürlich schwierig, weil hier Sprache ein besonderes Element ist. In der frühkindlichen Bildung, aber eben auch in der Pflege im Alter brauchen wir Menschen, die sich verständigen können. Das geht also beispielsweise mit Menschen, die schon im Heimatland Deutsch gelernt haben, ist aber insgesamt nur begrenzt hilfreich.

Das andere ist, dass über diese aus meiner Sicht vollkommen überzogene und paranoide Migrationsdebatte zur Verhinderung von angeblich illegaler Einwanderung ein fast ausländerfeindliches, aber mindestens ausländer-skeptisches Klima in diesem Land geschaffen wird. Das wird dazu führen, dass die Anwerbeabkommen für die Tonne sind. Wer bricht schon die Zelte in seinem Heimatland ab, um sich in Deutschland eine neue Zukunft aufzubauen, wenn er gleichzeitig in den Nachrichten sieht, wie hier Menschen anderer Hautfarbe, andere Nationalität, anderer Religionen oder anderer Kulturen abgewertet und ausgegrenzt werden.

Dieses Narrativ bedienen derzeit aber mehr oder weniger alle große Parteien.

Und spielen damit der AfD in die Hände. Wichtig wäre stattdessen, einen deutlichen Kontrapunkt zu setzen und zu sagen: Ohne diese Menschen können wir in unserem Land zukünftig nicht mehr vernünftig existieren. Wir müssten in unseren Pflegeheimen bei der Diakonie den Betrieb einstellen, wenn wir alle Menschen mit Migrationshintergrund wegdenken würden. In der Kita ist das nicht ganz so, weil wir in der Kita langjährig Beschäftigte

haben und die Öffnung für Menschen mit Migrationshintergrund sehr langsam stattfindet. Aber an ganz vielen anderen Stellen können wir das nicht mehr. Eine geordnete Zuwanderung ist hier die einzige Lösung.

Ihre Forderung nach einer Lockerung der Fachkraftquote wurde von einigen Seiten kritisiert. Was sagen Sie Ihren Kritikern?

Es gibt ein neues Wort, das heißt: sich ehrlich machen. Wenn wir doch mal ehrlich sind, dann ist eine Kita, die immer nur im Notbetrieb ist, die Kinder nach Hause schicken muss, für die frühkindliche Bildung und für Eltern, die Familie und Beruf in Einklang bringen müssen, schädlicher als der Einsatz von langjährig erfahrenen, allerdings nicht dreijährig qualifizierten Mitarbeitenden. Ich finde das gehört auch dazu, sich ehrlich zu machen, zu fragen: Was schadet denn der frühkindlichen Bildung am meisten? Und wenn man den Aufruf der Wissenschaftler*innen betrachtet, der gerade durch die Medien gegangen ist, dann ist das auch deren Botschaft: Wichtig ist eine verlässliche Betreuung. Weil wir alle wissen, dass das Elternhaus das nicht immer leisten kann, wenn beide arbeiten müssen und die Situation sozial schwierig ist. Unser Interesse ist, das Allerbeste für die Kinder zu tun.

Das Interview haben wir Anfang November geführt. Kurz vor dem Redaktionsschluss hat uns die Nachricht erreicht, dass das Land NRW einen Entwurf zur Überarbeitung der Personalverordnung vorgelegt hat. Dieser beinhaltet auch einen Teil der von der Diakonie in diesem Interview aufgestellten Forderungen.

Den Wald lieben lernen

Text Carolin Scholz Fotos Gerald Biebersdorf



Im Nieselregen machen sich zehn Kita-Kinder mit ihrer Leiterin und einer Waldpädagogin auf eine Erkundungstour in den Wald auf. Sie finden Eicheln, Pilze, Blätter, Gezwitscher – und viele Gründe, warum man diesen Lebensraum schützen sollte.

Um Elif bildet sich eine kleine Traube. Die anderen Kinder schauen gebannt auf ihren ausgestreckten Arm. Ganz langsam schiebt sich ein kleiner Wurm über die Kinderhand. „Eine Baby-Nacktschnecke“, sagt Elif. Sie hat gerade Gerda Moritz danach gefragt. Wie fühlt sich die Nacktschnecke auf ihrer Hand an? Elif zuckt mit den Schultern. „Glitschig?“ Das glitschige Gefühl macht ihr aber nichts aus. Mit nach vorn gestreckter Hand geht sie weiter durch den Wald. „Ich bringe dich zu deiner Mama-Nacktschnecke“, sagt Elif.

Zehn Kinder von der Kita Krahnenburgstraße machen an diesem Tag mit ihrer Leiterin Monika Vollmar-Braun und Naturerlebnis- und Wildnispädagogin Gerda Moritz einen kleinen Rundgang durch den Wald in der Nähe. Der Spaziergang ist Teil eines Diakonie-Projekts für nachhaltige Entwicklung, das durch die Stiftung Umwelt und Entwicklung NRW gefördert wird. Im Laufe von anderthalb Jahren ermöglicht die Unterstützung umfassende Bildungsangebote für Kitas und Kinder im Offenen Ganztage an Grundschulen. Das können Ausflüge und Aktionstage zu den Themen Lebensraum Wiese oder Wasser oder zum Boden und den Tieren sein, die dort leben. Auch Konsum, Ressourcenverbrauch, biologische Vielfalt und Klimaschutz werden thematisiert.

Heute sollen sich die Kinder mit dem Wald vertraut machen. „Nicht alle Kinder gehen mit ihren Eltern im Wald spazieren“, sagt Gerda Moritz. In dieser Kita-Gruppe sind aber schon ein paar Kundige. Jona zum Beispiel vermutet, dass es im Wald Bärenklau gibt. Da müsse man gut aufpassen. Nach einem kurzen Weg durch die Straße, über die Autobahnbrücke, ein kleines Stück in sicherem Abstand an der Leitplanke entlang ist das Waldstück erreicht. Am Waldweg stellen sich die Kinder im Kreis auf. Was hören sie? „Vögel“, ruft Leon und kann gleich welche aufzählen, die er kennt. Immerhin hat er auch einen Kuscheltier-Falken zu Hause.

Sehen, lauschen, riechen

Die Kinder kennen auch noch andere Tiere, die im Wald leben. Füchse, Eichhörnchen, Wölfe und Bären zum Beispiel. Treffen werden sie die heute eher nicht, erklärt Gerda Moritz. Nicht alle leben in genau diesem Wald. Aber vielleicht haben manche Spuren hinterlassen. Die Kinder überlegen, was für Spuren das sein können, und kommen auf Fußabdrücke, angeknabberte Nüsse, Tannenzapfen und Kot. Darauf sollen sie beim Weitergehen achten.

Während sie auf dem Weg zum Wald noch zu zweit Hand in Hand in geordneter Reihe gegangen sind,

dürfen die Kinder sich im Wald freier bewegen. Beim Waldspaziergang mit Kindern müsse man oft weniger Anleitung geben als mit Erwachsenen, sagt Gerda Moritz, die sowohl mit kleinen als auch mit großen Menschen auf solche Touren geht. Kinder sind es noch mehr gewöhnt, ihre Umgebung zu erkunden. Trotzdem regt sie die Jungen und Mädchen an, auf bestimmte Dinge zu achten. Sie sollen den Wald mit verschiedenen Sinnen wahrnehmen – genau hinsehen, lauschen, riechen.

Nieselregen? Kein Problem!

Auf dem nächsten Wegabschnitt bekommen sie eine kleine Aufgabe. Sie sollen drei unterschiedliche Blätter suchen und sammeln. „Schau mal, ich hab ein rundes gefunden“, ruft Dante und streckt ein Eichenblatt in die Höhe. Mina hat ein besonders großes aufgelesen. Beim Suchen fällt drei Mädchen noch etwas anderes auf. Am Wegesrand stehen drei weiße Pilze mit länglichem Hut. Daneben ist einer umgefallen, eine schwarze Flüssigkeit hat sich ausgebreitet. Schopf-Tintlinge, weiß die Waldpädagogin. Wie Tinte sei die Flüssigkeit. Damit könne man auch färben und malen – früher hätten die Menschen das sogar gemacht.

Unter einer Brücke hält Gerda Moritz an und breitet ein weißes Tuch

auf dem Boden aus. Die Kinder legen ihre gesammelten Blätter ab und betrachten sie gemeinsam. Manche sind groß und spitz, andere kleiner und eher breit. Die Blätter sind schon gelb, orange oder braun gefärbt. Der Herbst ist da. Das merkt man auch am anhaltenden Nieselregen. Der stört die Kinder in ihren Gummistiefeln, Matschhosen und Regenjacken aber nicht. Wichtiger ist die Frage, zu welchen Bäumen die Blätter denn nun gehören.

Der Natur nah sein

Die Gruppe zieht weiter, die Blicke gehen in die Baumkronen. Unter den Füßen knirscht es. Eine Nuss. „Eine Eichel“, erkennt Leon. Schnell ist ein Baum gefunden, an dem noch welche hängen, und daneben das Blatt mit den runden Spitzen. Die Kinder lernen, dass man manche Bäume an der Rinde erkennen kann. Was mit den Blättern passiert, wenn sie auf den Boden gefallen sind. Und woran man ablesen kann, wie alt ein Baum ist. Trotzdem: Bei dem Spaziergang geht es nicht unbedingt darum, Fakten und Wissen zu vermitteln, sondern den Wald kennenzulernen und sich der Natur zu nähern. „Wir schützen nur, was wir kennen“, sagt Gerda Moritz.

Wir schützen nur, was wir kennen.

„Wenn die Kinder den Wald als etwas Schönes erfahren, als einen Ort, an dem man gerne Zeit verbringt und wo es viel zu entdecken gibt, verstehen sie auch besser, warum es wichtig ist, ihn zu pflegen und zu erhalten.“

Nach einer kleinen Pause regnet es stärker. Unter einem Holzdach holt Gerda Moritz ein etwa fünf Zentimeter langes Stück Ast aus ihrem Rucksack. Es ist an beiden Seiten glatt abgeschnitten. „Wie trinkt eigentlich ein Baum – wie bekommt er das Wasser aus der Erde bis in die Blätter?“ Die Kinder vermuten kleine Rohre im Stamm und in den Ästen. Gerda Moritz führt es vor. Sie befeuchtet das Aststück, auf eine der glatten Seiten gibt sie etwas Spülmittel, dann pustet sie von der anderen Seite fest hinein. Auf der Spüli-Seite bildet sich Schaum. Die Kinder sind erstaunt. Sie hatten recht: Der Ast ist von kleinen Adern und Kanälen durchdrungen. So transportiert der Baum das Wasser dahin, wo er es braucht.

Der Regen hat nachgelassen. Ein letzter Teil steht für den Ausflug noch an. Die Kinder dürfen für sich spielen – ohne Vorgabe. Auch das sei wichtig fürs Kennenlernen der Umgebung. Sie entdecken kleine Beeren, balancieren über einen umgefallenen Baumstamm, tragen zu dritt einen langen Ast herum und finden noch mehr Eicheln. Dann geht es wieder zurück auf den Weg zur Kita. Durch das Vogelgezwitscher, über den weichen Boden voller Blätter. Bis am Rand des Waldes das Rauschen der Autobahn wieder zu hören ist.



Wann ist der Mann ein Mann?

Text Christoph Wand
Fotos Gerald Biebersdorf



AlleMann ist ein Ort speziell für Jungen, die Unterstützung brauchen. Dabei lernen sie ganz nebenbei, dass Stärke bedeutet, auch einmal Schwäche zu zeigen. In diesem Jahr feiert das Angebot der Diakonie sein zehnjähriges Bestehen.

Sein Traum? Eine Ausbildung bei der Rheinbahn. Am liebsten als Fahrer. Aber dafür braucht Mario erstmal einen Führerschein, den mit dem Personenbeförderungsschein. „Das wird nicht leicht“, weiß der 21-Jährige. Vor allem die Theorie ist eine enorme

Herausforderung. Außerdem muss er erst mal sparen. Für die Fahrstunden und die Prüfungen kommen schnell mehrere Tausend Euro zusammen. Aber er hat ein Ziel, und er bleibt dran. Ein erstes Praktikum durfte er schon bei der Rheinbahn absolvieren.

„Auf Daniels Entwicklung sind wir wirklich stolz“, sagt Malte Schulz. Er leitet das Team von AlleMann der Diakonie Düsseldorf. AlleMann kümmert sich speziell um Jungen und junge Männer, die Unterstützung brauchen – und positive männliche Vorbilder. So wie

Mario. Die hatte er nämlich vorher nicht. Im Gegenteil: Vom Stiefvater hat er Gewalt erlebt, genauso wie seine jüngeren Geschwister. Irgendwann rief Mario die Polizei, die Kinder wurden in Obhut genommen. Parallel dazu war eine Lehrerin an der Förderschule auf Mario aufmerksam geworden, sah, dass er Unterstützung jenseits der Schule brauchte: ein Fall für AlleMann.

Selbstwert und Selbstverteidigung

AlleMann gibt es seit zehn Jahren. Das Angebot der Diakonie Düsseldorf bietet eine breite Unterstützung für junge Männer. Ob es Stress in der Familie gibt, Probleme mit Aggressionen oder mit den Finanzen – die sieben Mitarbeiter sind immer für ihre Schützlinge da. Da gibt es Einzelgespräche und die Arbeit mit mehreren zusammen oder Freizeitangebote. In kreativen Workshops können sie sich selbst und ihre Fähigkeiten ganz neu kennenlernen. Da haben sie zum Beispiel die Buchstaben von „ALLEMANN“ aus Beton gegossen, mehrere Zentner schwer.

Aber auch der Umgang mit der eigenen Kraft wird geübt. Beim Kampfsport-Training am Mittwoch zum Beispiel, zu dem auch Mario geht. „Selbstwert durch Selbstverteidigung“ heißt es, und genau darum geht es auch: Die Jugendlichen lernen einerseits, dass Wut und Aggressionen nicht ungefiltert aus ihnen herausplatzen, sondern dass sie in einem Rahmen mit Regeln herausgelassen werden. Und zweitens lernen sie dadurch, sich selbst besser kennenzulernen und wertzuschätzen. „Viele Jungs, die hierherkommen, machen einen auf dicke Hose, dahinter sind sie aber total verunsichert und klein“, sagt Malte Schulz. „Sie versuchen dann, ein in ihren Augen starkes Männerbild nachzuahmen. Und dem setzen wir etwas entgegen.“

Männliche Rollenvorbilder

Einmal durch sich selbst. Denn die Männer, die bei AlleMann arbeiten, sind Rollenvorbilder für ihre Jungen. Und wenn sie dann über ihre schwachen Seiten reden, von ihren Familien erzählen oder dass sie auch mal zweifeln, verändert das was bei den Jugendlichen. Und dann gibt es noch die Ausflüge, bei denen sie neue Welten kennenlernen. Zum Beispiel in das Atelier eines Fotografen. Da treffen sie dann auf ein männliches Vorbild, das so ganz anders ist, als sie das kennen. Das aber auch eine hohe Wertschätzung in der Gesellschaft erfährt. Und das lässt sie nachdenken.

Mario hat sich verändert in den sieben Jahren bei AlleMann. Er ist ruhiger geworden, hat nicht mehr dauernd Ärger mit anderen, genießt die Freiheit des selbstständigeren Lebens. Noch ist er nicht ganz auf sich allein gestellt, er wohnt in einem speziellen Angebot der Diakonie, das auf das Wohnen in einer eigenen Wohnung vorbereitet. Und er kommt noch regelmäßig zu Malte Schulz. Der ist auch stolz auf die Entwicklung, die Mario gemacht hat. „Er hat sich großartig entwickelt, ist viel ruhiger geworden, hat gleichzeitig mehr Selbstbewusstsein. Mario hat ein so positives Wesen, er ist loyal, immer hilfsbereit. Das sind super Grundlagen – auch für seinen Traumberuf.“

Viele Jungs, die hierherkommen, machen einen auf dicke Hose, dahinter sind sie aber total verunsichert und klein.

Für Lehrer*innen: Konflikte, Aggressivität und Gewalt gehören heute leider zur Lebenswelt vieler Jugendlicher und insbesondere der von Jungen dazu. Hinzu kommt, dass Jungen oft unsicher sind, wie sie ihre Rolle ausfüllen sollen. Um Jungen dabei zu unterstützen, ihren Weg zu finden, realisiert AlleMann auch Projekte an Schulen, Jugendeinrichtungen oder im Arrest. Mehr Informationen unter www.diakonie-duesseldorf.de

Abgehängt?

Text Anne Wolf
Fotos Jana Bauch



Hassels-Nord zählt zu den Sozialräumen mit sogenanntem besonderen sozialen Handlungsbedarf. So steht es auch im Quartiersatlas der Stadt Düsseldorf. Wir haben hinter die Statistiken geguckt und mit den Menschen aus dem Quartier gesprochen – über Erwachsenenwünsche und Mädchenträume, große Not und kleines Glück, kulturübergreifende Freundschaft und kaum auszuhaltenden Verlust.



Anfang September hat die Stadt Düsseldorf den Quartiersatlas 2024 veröffentlicht. Durch ein Punktesystem können die Sozialräume in Düsseldorf verglichen werden. Gesammelt wurden dafür Daten zu Themen wie Soziales, Gesundheit oder Bildung und Wohnen. Das Fazit: Der mit Abstand größte soziale Handlungsbedarf besteht für Hassels-Nord. Für das Quartier im Südosten des Stadtgebietes liegt der ermittelte Indexwert bei plus 4,3 über dem Durchschnitt. Zum besseren Verständnis: Als „hoch“ sieht die Stadt den Handlungsdruck bereits ab einem Wert von plus eins an, als sehr hoch ab 1,5.*

Es gibt die Zahlen. Und es gibt die Menschen hinter den Zahlen. Agir** und Lorin stammen aus dem Irak. Sie sind Jesiden. Als die Terrorgruppe

„Islamischer Staat“ Gebiete im Nordwesten des Irak erobert, wurden Nicht-Muslime, die sich weigerten zu konvertieren und nicht mehr fliehen konnten, ermordet. Agir war seit 2015 nicht mehr in seiner Heimat. „Die Gefahr ist zu groß“, sagt er. Selbst wenn irgendwann Frieden herrsche, könne er sich nicht vorstellen, zurückzukehren. „Im Irak haben wir nichts mehr. Unser Haus ist zerstört“, fügt seine Frau Lorin an.

Agir musste sich in den vergangenen Jahren mehrfach am Herzen operieren lassen. Erst seit ein paar Monaten geht es ihm besser. Agir wünscht sich sehnlichst eine Arbeit. Eine schwere körperliche Tätigkeit kann er nicht ausüben – das macht das Herz nicht mehr mit. Menschen wie Agir haben es schwer auf dem Arbeitsmarkt. Weil er nicht die ganze Zeit zu

Hause sitzen möchte, hilft er ehrenamtlich in der Lebensmittelausgabe der Ev. Kirchengemeinde in Düsseldorf-Garath aus. Die Arbeit tue ihm gut, sie gebe seinem Leben Sinn, sagt er.

Kurz nach der Operation lebten Agir und Lorin mit ihren Kindern in einem Haus im elften Stockwerk im Norden von Hassels. Der Aufzug war ständig kaputt. Die vielen Stufen bis zur Wohnung waren für Agir eine Qual. „Das war eine schlimme Zeit“, ergänzt seine Frau Lorin. Die Familie lebt immer noch in der Siedlung, jetzt aber in einem Mehrfamilienhaus im ersten Stock. Unterstützung bei der Suche nach einer barrierefreieren Wohnung und bei der Einrichtung des Kinderzimmers bekam sie von den Mitarbeitenden des Ernst-Lange-Hauses der Diakonie.

Angst um die Angehörigen

Barbara Dully leitet das Ernst-Lange-Haus der Diakonie in Hassels. Im Laufe der Jahre hat sie viele Menschen mit ähnlichen Lebenswegen wie dem von Agir und Lorin kennengelernt. „2015 und 2016 sind viele Geflüchtete aus den Unterkünften nach Hassels gezogen. Viele haben ihre Fluchtgeschichte bis heute nicht verarbeitet. Dies anzugehen ist aber die Grundvoraussetzung, um im neuen, so fremden Leben anzukommen“, sagt sie. Die Mitarbeitenden des Ernst-Lange-Hauses unterstützen die Familien auf unterschiedliche Weise. Etwa indem sie die Menschen zusammenbringen, ein Gefühl von Gemeinschaft vermitteln. „Wir wollen, dass die Menschen sich beheimatet fühlen und sich gegenseitig helfen.“

Im Ernst-Lange-Haus sind Freundschaften entstanden. Ayani und Galin haben sich im BabyCafé der Diakonie im Ernst-Lange-Haus kennengelernt. Wenn Ayanis kleiner Sohn weint, schultert Galin, ohne zu zögern, das Kind und wiegt es sanft hin und her, bis

es sich ruhig in ihre Arme schmiegt, damit Ayani in Ruhe das Essen vorbereiten kann. Der Begriff „teilen dasselbe Schicksal“ passt auf die beiden Frauen nicht. Ayani stammt aus Nigeria, Galin aus Afghanistan. Galin erzählt, dass sie vor den Taliban aus Afghanistan geflüchtet ist. Sie deutet dabei auf die Narben an ihren Unterarmen. Sie schlafe schlecht, fügt sie leise an. Die Brüder sind noch in Afghanistan. Sie hat Angst um sie, kommt nicht zur Ruhe. Gemeinsam ist den Frauen, dass sie in einen fremden Teil der Welt flüchten mussten, in dem sie sich nun ein neues Leben aufbauen müssen.

Die Kraft fehlt

Im BabyCafé können sie sich austauschen – und ganz nebenbei Deutsch lernen. „Bisher gibt es im Quartier leider nicht genügend Möglichkeiten, Kinder verlässlich betreuen zu lassen“, ist Barbara Dullys Beobachtung: „Das ist nicht nur hinderlich für die Kinder und ihre Entwicklung, sondern auch für die Frauen, die dann keine Integrationskurse besuchen können, um wirklich gut Deutsch zu lernen. Hin-zu komme: „Die Frauen sehen, was beruflich möglich ist für Frauen in Deutschland, und wollen auch eine Arbeit. Aber das funktioniert nur, wenn die Kinder gut untergebracht sind.“ Zwar gebe es in Deutschland das Recht auf einen Platz in der Kindertagesstätte. „Aber keine der Familien hat die Kraft und das Geld, diesen Anspruch einzuklagen.“

Ein weiterer Stolperstein sei, dass die neu Zugezogenen sich erst durch den deutschen Bürokratie-Dschungel kämpfen müssten. „Das Kind zur Kita oder zur Schule anzumelden, können viele der Familien allein kaum bewältigen.“ Die Mitarbeitenden des Ernst-Lange-Hauses stehen dabei nicht nur beratend und bei Behördengängen zur

Seite, sie helfen auch ganz konkret: mit einem Tornister, Federmäppchen und Turnbeutel für den Schulanfang, mit einem Schreibtisch fürs Kinderzimmer, damit die Kinder in Ruhe ihre Hausaufgaben machen können, oder einer neuen Waschmaschine, damit die Eltern die Wäsche nicht aufwändig im Waschbecken waschen müssen, wenn die Waschmaschine kaputt ist.

Die Kinder gehen ihren Weg

Barbara Dully weiß, dass alle ihre Bemühungen nur ein Tropfen auf dem heißen Stein sind. „Das Bildungs- und das Gesundheitssystem sind ungerecht. Das können wir nicht ändern. Aber wir können einzelne Menschen dabei unterstützen, ihren Weg hindurch zu finden.“ Und sie sieht die Erfolgsgeschichten. Die Töchter von Agir und Lorin werden ihren Weg gehen. Davon ist sie überzeugt. Lenya ist zwölf Jahre alt. Sie spricht perfekt Deutsch. Sie besucht eine weiterführende Schule. Sie engagiert sich in der Schülervertretung, lernt so, dass sie dem System nicht hilflos ausgeliefert ist, dass sie es in der Hand hat, Dinge zum Besseren zu verändern. Sie blickt voller Freude in die Zukunft und sagt mit der Überzeugung der Heranwachsenden: „Im Endeffekt sind wir alle nur Menschen.“

Mit der jüngsten, Laura, war Mutter Lorin früher im BabyCafé. Jetzt ist Laura sieben Jahre alt. Auf dem Spielplatz stürmt sie zur Schaukel, dreht die Ketten ineinander, bis es nicht mehr weitergeht. Sie hängt sich mit den Armen über den Sitz und lässt sich wild durch die Luft wirbeln. Sie wächst sicher und frei auf. Für ihre Eltern ist das die Hauptsache. Freiheit, das bedeutet auch, Mädchenträume träumen zu dürfen. Lauras Weihnachtswunsch? Eine Fotokamera für Kinder in Babyrosa.

*Vgl. Rheinische Post, 22. August 2024, „Die abgehängten Wohngebiete in Düsseldorf“

**Die Menschen in Hassels-Nord haben mit uns sehr offen über ihre Situation gesprochen. Das erfordert Mut und wir sind sehr dankbar für das Vertrauen, das uns entgegengebracht wurde. Um die Familien vor Stigmatisierung zu schützen, haben wir ihre Namen im Text geändert. Ihnen allen ist gemeinsam, dass sie sich in die Gesellschaft einbringen und auf keinen Fall den Eindruck erwecken möchten, sie seien bedürftig.

Das Ernst-Lange-Haus ist auf Spenden angewiesen, etwa um Soforthilfe leisten zu können, wenn die Waschmaschine kaputtgeht, um mit den Kindern, deren Eltern sich keinen Urlaub leisten können, in den Ferien Ausflüge zu unternehmen oder für unterstützende Angebote für Familien wie eine heilpädagogische Aufholgruppe für Kita-Kinder oder eine Tanz- und Musikgruppe für Kinder und ihre Eltern. Mehr Informationen unter www.diakonie-duesseldorf.de/spenden

Willkommen im digitalen Plaudercafé

Text Anne Wolf Fotos Violetta Odenthal

Im „zentrum plus“ Kaiserswerth zeigen Kinder und Jugendliche der Kaiserswerther Karnevalsgesellschaft den Besucher*innen ihre Lieblings-Apps.



Leas Finger rasen über das Display ihres Notebooks. Bunte Bälle kugeln wild durchs Bild. Nach und nach schiebt die Zehnjährige die Bälle mit dem Finger entsprechend ihrer Farben in die dafür vorgesehenen Container. Blau zu Blau, Gelb zu Gelb, Grün zu Grün. Als alle Bälle einsortiert sind, ist Level 24 des Spiels erreicht. Lea streckt das Notebook ihrer Sitznachbarin entgegen. „Möchtest du auch mal?“ Helga Feix schüttelt skeptisch den Kopf: „Da bin ich vielleicht ein bisschen zu dumm für.“ Wenig später hält die 84-Jährige das Notebook doch in der Hand und kichert vergnügt. „Als ich jung war, hatten wir noch nicht einmal ein Festnetztelefon“, sagt sie. „Irre, was die jungen Leute heute alles können.“

Lea schaut Helga Feix stolz beim Spielen zu. Die Idee zum digitalen Plaudercafé, bei dem Kinder und Jugendliche Senior*innen ihre Lieblings-Apps vorstellen, stammt von ihr. Sie hatte in einer Kindersendung einen Bericht über ein ähnliches Projekt gesehen. Lea war auf Anhieb hingekriegt von der Vorstellung, älteren Menschen bei Kaffee und Kuchen den Umgang mit dem Smartphone zu erklären. „Mit meiner Oma habe ich auch schon viel zusammen am Notebook gemacht.“ Lea erzählte ihrer

Mutter von dem Projekt und von dem Plan, etwas Ähnliches in Düsseldorf zu versuchen. Daraufhin holte Mutter Karina Haeling* fünf Kinder und Jugendliche der Kaiserswerther Karnevalsgesellschaft, in der sie aktiv ist, mit ins Boot und nahm Kontakt zum „zentrum plus“ Kaiserswerth auf.

Spielend leicht lernen

Leiterin Franziska Schlukat war sofort überzeugt vom Konzept. „Das Projekt fördert den Austausch zwischen jüngerer und älterer Generation“, sagt sie. „Die Älteren können besser verstehen, was die Jungen treiben, wenn sie sich zum Daddeln in eine Ecke verziehen. Und die Jüngeren entwickeln ein Verständnis dafür, warum ältere Menschen manchmal etwas länger brauchen, um neue Dinge zu lernen.“

Ihre Erfahrung: „Ältere Menschen tun sich generell schwer mit digitalen Angeboten. Sie haben häufig Angst, etwas falsch zu machen.“ Aber wenn sie sehen würden, wie spielend leicht Kinder mit den Geräten umgehen, packe sie der Ehrgeiz. „Die Befürchtungen, irgendwo auf einen falschen Link zu klicken, verschwinden.“ Deshalb werden im Plaudercafé auch keine komplexen technischen Fragen thematisiert. Stattdessen zeigen



Kinder den älteren Menschen ihre Lieblings-Apps und wie man sie bedient. „Das ermöglicht einen spielerischen Zugang zu den neuen Medien und nimmt die Angst.“

Per WhatsApp in Kontakt bleiben

Während Kinder und Jugendliche wie Lea und ihre Mitstreiter*innen ihr Smartphone allzeit parat an einer Kordel über die Schulter gehängt tragen, verfügen viele ältere Menschen oft nicht einmal über ein Handy. Einer Umfrage des Digitalverbands Bitkom zufolge ist nur jeder zweite Mensch über 75 mobil erreichbar. Wichtig sei es deshalb, dass es viele leicht zugängliche Angebote gebe, um all jenen den Umgang mit den Geräten zu erleichtern,

die erst später Zugang dazu gefunden haben, findet Schlukat. Schließlich beeinflusse die Digitalisierung mittlerweile fast alle Bereiche des Lebens. „Wir unterstützen ältere Menschen dabei, mit der Entwicklung Schritt zu halten, damit sie nicht abgehängt werden.“

Abgehängt fühlt sich Rosemarie Kandelhardt nicht. Sie kennt das Smartphone aus dem Effeff. „Allerdings nur die Funktionen, die ich beruflich benötige. Alles andere hat mich bisher nicht wirklich interessiert und geht an mir vorbei“, erzählt die 74-Jährige. Das will sie nun ändern. Interessiert blickt sie der 12-jährigen Marlene über die Schulter. Die erklärt ihr, wie sie mit WhatsApp animierte Bilder an ihre Freundin verschicken kann. Kandelhardt lacht, als sie auf Senden klickt. „Na, die wird sich wundern“, freut sie sich.

Leas Lieblings-App ist übrigens die **App Impuls – Brain Training**. Die App will die geistige Gesundheit durch unterhaltsame und herausfordernde Denkspiele verbessern. Die App ist kostenlos im App-Store und bei Google Play erhältlich. Wer wissen möchte, wie das mit dem Herunterladen funktioniert, kann sich zum nächsten digitalen Plaudercafé anmelden. Mehr Informationen und Anmeldung bei Franziska Schlukat unter Telefon 0211 47 95 41 08.

Diakonie-Vorstand erweitert



Die Diakonie Düsseldorf hat ihren Vorstand erweitert. Nachdem Finanzvorständin Kirsten Hols den größten Düsseldorfer Wohlfahrtsverband zu Ende September verlassen hat, hat das Kuratorium Dr. Daniela Roxin als Nachfolgerin zum 1. Oktober berufen. Dr. Roxin hat langjährige Führungserfahrung in internationalen Unternehmen der freien

Wirtschaft, unter anderem als Finanzvorständin. Sie engagiert sich in verschiedenen Funktionen bereits seit vielen Jahren ehrenamtlich für Gremien der Evangelischen Kirche in Düsseldorf.

Gleichzeitig wurden zwei neue Fachvorständinnen in den Vorstand der Diakonie Düsseldorf berufen. Anja Vennedey und Tanja Buck waren bereits zuvor in leitenden Positionen für die Diakonie Düsseldorf tätig. Anja Vennedey ist bisher Geschäftsbereichsleiterin für Gesundheit und Soziales. Sie wird in ihrer neuen Vorstandsrolle zusätzlich für den Geschäftsbereich Leben im Alter zuständig sein. Tanja Buck ist bisher Geschäftsbereichsleiterin für Erziehung und Beratung. Sie übernimmt in ihrer Vorstandsrolle zusätzlich die Verantwortung für den Geschäftsbereich Jugendhilfe und Schule.

Tschüss

Dies war nun die letzte Ausgabe unseres dialog-Magazins. Es hat uns große Freude gemacht. Wir hoffen, auch Sie hatten eine gute Zeit mit uns. Vielen Dank an alle, die uns unterstützt haben, den Mitarbeitenden bei der Diakonie und den Klient*innen in unseren Einrichtungen, die so offen über sich erzählt haben und dem Magazin mit ihren Geschichten Leben eingehaucht haben. Und natürlich an alle, die mitgearbeitet haben und das Magazin erst zu dem gemacht haben, was es ist: Den Fotograf*innen und Texter*innen – für ihre großartigen Bilder und Artikel, Fons Hickmann und allen bei m23 für das tolle Layout, Maike Kleihauer fürs liebevolle Lektorat und Nico Bender für seine Geduld beim Warten auf die Druckdaten. Wir freuen uns auf ein Wiedersehen auf Facebook, Instagram und LinkedIn, wo wir Sie künftig weiterhin über alle wichtigen Themen rund um die Diakonie informieren werden. Und natürlich auch bei den vielen Veranstaltungen in unseren Einrichtungen – denn die persönliche Begegnung ist immer noch die schönste.

Dialog No. 12/2024 — Liebe

Herausgeber

Der Vorstand der Diakonie Düsseldorf –
Gemeindedienst der evangelischen Kirchen-
gemeinden e.V.

Redaktion

Anne Wolf (verantwortlich), Julius Kohl,
Kira Küster, Christoph Wand
Freie Mitarbeiter*innen:
Marc Latsch, Carolin Scholz

Redaktionssekretariat

Michelle Lepak
Platz der Diakonie 3, 40233 Düsseldorf
Telefon 0211 73 53 299
E-Mail info@diakonie-duesseldorf.de

Coverfoto & Fotoessay

Anna Aicher

Fotos

Jana Bauch, Gerald Biebersdorf, David Ertl,
Violetta Odenthal, Michael Reh

Lektorat

Maike Kleihauer

Gestaltung & Art-Direktion

Fons Hickmann, Lea Hinrichs,
Uma Grotrian-Steinweg
m23.de

Druck

Tannhäuser Media, Düsseldorf

Papier

Circleoffset Premium White,
100 Prozent Altpapier,
Umweltzertifizierungen:
Blauer Engel, Ecolabel, FSC

Auflage

9.000

Spendenkonto

Diakonie Düsseldorf
IBAN DE87 3005 0110 0010 1057 57
BIC DUSSDEDDXXX

Im Netz

diakonie-duesseldorf.de
facebook.com/diakonie.duesseldorf

♥ m23.de